

# Deutsch-Rumänische Hefte

*Caiete Germano-Române*

---



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

*Publicație semestrială a Societății Germano-Române*

---

Jahrgang XIX • Heft 2 • Winter 2016

---

- |   |  |
|---|--|
| <b>Tony Krönert</b>                     | <b>Abseits der Moldauklöster, Holzkirchen und Kirchenburgen<br/>Zur Entwicklung der christlichen Kirchen in Rumänien seit 1989</b>       |
| <b>Mihai A. Panu</b>                    | <b>Die Versuchung des Radikalismus<br/>Zur politischen Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien</b>                               |
| <b>Gerhard Köpernik</b>                 | <b>Der SD-Chef von Bukarest wird CIA-Agent<br/>Ein wendiger Baron: Otto Albrecht Alfred von Bolschwing</b>                               |
| <b>Mihai Crudu</b>                      | <b>„Paletti kann alles sein.“ In festen Wortverbindungen<br/>isolierte Wörter im Deutschen und Rumänischen</b>                           |
| <b>Andreea R. Ruthner</b>               | <b>Das multiethnische Schulwesen in Rumänien. Interkulturalität und<br/>interkultureller Unterricht in Temeswar im 21. Jahrhundert</b>   |
| <b>Tina Ringelstein<br/>Sophia Brux</b> | <b>Eine Exkursion nach Temeswar. Die Reise als Versuch,<br/>alles zu erfahren: das Leben, die Welt, sich selbst!</b>                     |
| <b>Thomas Schares</b>                   | <b>Porträt und Zerrbild. Die Ölmetropole Ploiești<br/>und Bernhard Kellermanns Roman „Die Stadt Anatol“</b>                              |
| <b>Richard Wagner</b>                   | <b>Mein Kollege, der NachkriegsKarlMay. Überlegungen nach der<br/>Lektüre von Anton Breitenhofer, Spiel mit dem Feuer, Bukarest 1982</b> |
| <b>Neue Bücher</b>                      |  |

# Deutsch-Rumänische Hefte

---

**Herausgeber:** Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

**Redaktion:** Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)  
Jörn Henrik Kopfmann  
Dr. Silvia Machein  
Kirsty Otto  
Marianne Theil  
Illa Weber-Huth

E-Mail: [redaktion@deruge.org](mailto:redaktion@deruge.org)

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Onlinehefte.

**Satz:** Brigitta-Ulrike Goelsdorf

**Druck:** VS Breitfeld, Berlin

**Bezug:** Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

**Spenden:** Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.  
Postbank Berlin  
IBAN: DE94100100100000230108  
BIC: PBNKDEFF

**Textbeiträge** sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

## Inhalt

*Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,*

*in Rumänien und auch in der Republik Moldau stehen richtungsweisende Wahlen vor der Tür. Am 11. Dezember werden in Rumänien die 330 Abgeordneten der Camera Deputaților (Abgeordnetenversammlung) gewählt. Davon sind vier Sitze für Rumänen im Ausland reserviert. Auch der Senat mit seinen 136 Mitgliedern (davon zwei für Rumänen im Ausland) wird neu gewählt. Die Wahl erfolgt nach dem Verhältniswahlrecht. Weil die Anzahl der Rumänen im Ausland ständig steigt und damit es nicht wieder zu unhaltbaren Zuständen vor den Wahllokalen kommt, wie es noch bei der Präsidentschaftswahl von 2014 der Fall war, können die Rumänen nun erstmals per Briefwahl abstimmen. Jeder rumänische Staatsbürger in Deutschland kann, nach Anmeldung bei der konsularischen Vertretung in seinem Einzugsbereich, an den Parlamentswahlen teilnehmen und somit mitbestimmen, wie es in Rumänien auf politischer Ebene weitergeht.*

*In der Republik Moldau wird am 30. Oktober der nächste Präsident unmittelbar von den Bürgern gewählt und nicht mehr wie bisher durch das Parlament. Denn das moldauische Verfassungsgericht hat im März das Gesetz für die Wahl des Präsidenten mit einer Drei-Fünftel-Mehrheit der Abgeordneten für verfassungswidrig erklärt. Der Wahlkampf hat bereits begonnen und wird zu einem Richtungswahlkampf zwischen „Unionisten“ und „Moldovenisten“ hochstilisiert. Tatsächlich wird das Ergebnis der Wahlen entscheidend sein für die Zukunft des Staates zwischen Pruth und Dnjestr.*

*Es wird folglich auch für den rumänischsprachigen Raum ein spannender Winter. Bis dahin wünsche ich Ihnen viel Spaß beim Lesen der neuen Ausgabe der DRH,*

*Ihr*

**Josef Sallanz**



### **4 Abseits der Moldauklöster, Holzkirchen und Kirchenburgen**

Tony Krönert

### **7 Zur politischen Geschichte der deutschen Minderheit**

Mihai A. Panu

### **10 Der SD-Chef von Bukarest wird CIA-Agent**

Gerhard Köpernik

### **12 „Paletti kann alles sein.“**

Mihai Crudu

### **15 Das multiehnische Schulwesen in Rumänien**

Andreea Rodica Ruthner

### **17 Eine Exkursion nach Temeswar**

Tina Ringelstein, Sophia Brux

### **19 Porträt und Zerrbild**

Thomas Schares

### **22 Mein Kollege, der NachKriegsKarlMay**

Richard Wagner

### **24 Neue Bücher**

- Ana Blandiana: Die vier Jahreszeiten. Erzählungen (Gerhardt Csejka)
- Liliana Corobca: Der erste Horizont meines Lebens. Roman (Heide Flagner)
- György Dragomán: Der Scheiterhaufen. Roman (Ingeborg Szöllösi)
- Norman Manea: Wir sind alle im Exil. Essays (Anke Pfeifer)
- Gertrud Laub: Namenlos in der Fremde. Roman. (Franz Heinz)
- G. Czernetzky, R. Weber-Schlechter, L. Geier, H.-W. Schuster, E.-J. Țigla (Hg.): Lagerlyrik (Edith Ottshofski)
- Ilse Hehn: Tage Ost-West (Maria Irod)
- Edith Silbermann: Czernowitz – Stadt der Dichter (Markus Winkler)
- S. Galter, M. Sass, E. Tichy (Hg.): Wechselwirkungen im deutsch-rumänischen Kulturfeld (Edith Konradt)
- Günther F. Guggenberger: Georg Drozdowski in literarischen Feldern zwischen Czernowitz und Berlin 1920-1945 (Mariana Hausleitner)
- Thede Kahl, Michael Metzeltin: Sprachtypologie (Thomas Schares)
- Markus Winkler (Hg.): Partizipation und Exklusion (Ioana Rostoș)
- B. Balla, W. Dahmen, A. Sterbling (Hg.): Demokratische Entwicklungen in der Krise? (Georg Herbstritt)
- Victor Neumann: Die Interkulturalität des Banats (Josef Sallanz)
- T. Kahl, P. M. Kreuter, C. Vogel (Hg.): Culinaria balcanica (Sabine Krause)

*Im Norden Rumäniens findet man zahlreiche Holzkirchen am Wegesrand – wie hier im kleinen Ort Brătești im Süden des Kreises Bihor. Foto: Tony Krönert*

### Abseits der Moldauklöster, Holzkirchen und Kirchenburgen

VON TONY KRÖNERT

*Rumänien ist weltberühmt für seine Kirchenbauten: Die orthodoxen Moldauklöster, evangelische Kirchenburgen in Siebenbürgen, das Kloster Horezu im Westen der Walachei und die Holzkirchen in der Maramuresch gehören zum UNESCO Weltkulturerbe. Obwohl sich über 85 Prozent der Einwohner Rumäniens als rumänisch-orthodox bezeichnen, ergibt sich bei genauerer Betrachtung ein vielschichtiges und spannendes Bild der rumänischen Kirchenlandschaft. „Rumänien gilt – laut neueren religionssoziologischen Analysen und Werteforschungen – als das religiöseste Land des ehemaligen Ostblocks, ja, sogar Europas“, schreibt Klara A. Csiszar in ihrem Beitrag zu Rumänien im Handbuch der Religionen der Welt. Aktuelle Statistiken und Umfragen scheinen dies zu bestätigen.*

In Rumänien gibt es insgesamt sechs sogenannte „historische Kirchen“, welche das Land über Jahrhunderte geprägt haben. Auch heute noch gehören diesen Kirchen über 96 Prozent (2011) der Bevölkerung an: die rumänisch-orthodoxe Kirche, deren Gläubige einen Anteil von 86,5 Prozent an der Gesamtbevölkerung ausmachen, hat dabei eine hervorgehobene Stellung. Die römisch-katholische Kirche (4,6 Prozent), die reformierte Kirche (3,2 Prozent), die griechisch-katholische Kirche (0,8 Prozent), die unitarische Kirche in Siebenbürgen (0,3 Prozent) sowie die evangelische Kirche A. B. (Augsburger Bekenntnis) (0,03 Prozent) gehören ebenfalls zu den historischen Kirchen.

Weitere 3 Prozent der Bevölkerung sind Gläubige anderer christlicher Kirchen, z. B. Pfingstler, Baptisten und Siebenten-Tags-Adventisten. Über 99 Prozent der Gesamtbevölkerung bezeichnen sich somit als christlich. Auch wenn sich an der prozentualen Verteilung der Gläubigen in den letzten Jahren nicht viel verändert hat, so macht die massive Auswanderung den Kirchen zu schaden. Allein die orthodoxe Kirche verlor hierdurch 1992 und 2011 ca. 3,5 Millionen Gläubige.

Die Kirchen unterscheiden sich in ihren theologischen Überzeugungen sowie den Traditionen und Riten, auf denen das Leben der Gläubigen aufgebaut ist. Auch bei der ethnischen Zusammensetzung gibt es große Unterschiede. Grob gesagt: Die Rumänen sind orthodox oder griechisch-katholisch; die Ungarn und andere ethnische Minderheiten fühlen sich der römisch-katholischen oder den protestantischen Kirchen zugehörig. Die evangelische Kirche A. B. ist die Kirche der Siebenbürger Sachsen. Auch wenn diese Grundeinteilung nicht mehr für jede Gemeinde passt, trifft sie im Wesentlichen nach wie vor zu. Für viele ethnische Minderheiten ist das Festhalten an ihrer Religion ein großer Teil ihrer Identität. Ohne eine Kirche, die ihnen ein Stück Heimat bietet, wären viele nationale Gruppen wohl schon assimiliert worden.

Rumänien war das einzige Land des ehemaligen Ostblocks, in dem die offizielle Politik nicht explizit atheistisch war. Die Zeit des Kommunismus hatte jedoch unterschiedliche Effekte auf die jeweiligen christlichen Kirchen.

#### Von Apostel Andreas bis heute: die rumänische Orthodoxie

Die rumänisch-orthodoxe Kirche ist die zweitgrößte autokephale orthodoxe Kirche der Welt und geht in ihrer Tradition auf Apostel Andreas, den Schutzpatron des rumänischen Volkes, zurück. Dieser soll das Evangelium in der heutigen Region Dobrukscha gepredigt haben. Der orthodoxe Glaube gelangte über Bulgarien nach Rumänien. Im Jahre 1885 erhielt die rumänisch-orthodoxe Kirche ihren selbstständigen Status und wurde 1925 zum Patriarchat erklärt. Seitdem wurde sie mehr und mehr Teil der Identität des rumänischen Volkes. Die Rolle der orthodoxen Kirche im rumänischen Kommunismus wird immer noch kontrovers diskutiert. In ihrer Eigendarstellung sieht sich die Kirche als Kirche des Volkes und Gegner des Ceaușescu-Regimes. Historiker sehen dennoch eine gewisse Nähe der orthodoxen Kirche zum kommunistischen Staatsapparat.



*Rumänische Briefmarke mit dem Projekt der Kathedrale der Erlösung des Volkes (Catedrala Mântuirii Neamului), die 2015 anlässlich des 130. Jubiläums der Anerkennung der Autokephalie der rumänisch-orthodoxen Kirche herausgegeben wurde.*

Nach 1990 begann sich die Kirche neu zu organisieren und ist heute kulturell wie spirituell eine prägende Größe in der rumänischen Gesellschaft. Besonders unter Patriarch Daniel verstärkte die Kirche sowohl ihr soziales Engagement als auch die Kooperation mit dem Staat. Diese Entwicklung wird von beiden Seiten durchaus kritisch betrachtet: Einerseits sehen konservative

orthodoxe Geistliche diese „Verweltlichung“ mit Skepsis, andererseits wird der Rückzug des Staates aus sozialen Projekten kritisiert. Auch der ehemalige Außenminister Andrei Pleșu kritisiert die Nähe zwischen Staat und Orthodoxie: „Kirche und Staat, Kirche und Nation sind im heutigen Rumänien zu sehr miteinander vermischt. Das ist nicht nur für den Staat und die Politik gefährlich, sondern unterstützt eine gewissermaßen volksnahe, ja populistische Version des Christentums, eine Kohlrouladen-Orthodoxie.“

Kontrovers diskutiert werden auch die zahlreichen Bauprojekte der Kirche – insbesondere der Bau der neuen Kathedrale unweit des Parlamentspalastes in Bukarest. Pläne für diesen Bau gab es bereits im 19. Jahrhundert. Erst als die Kirche in den 1990er Jahren ihren Platz in der rumänischen Gesellschaft neu zu bestimmen versuchte, wurden die Pläne real. Der Name dieser neuen Kathedrale verdeutlicht dabei die Rolle, welche sich die orthodoxe Kirche selbst zuschreibt: Anders als sonst üblich wird die Kathedrale nicht nach einem Heiligen oder einem religiösen Fest benannt, sondern soll die Verbundenheit zwischen Orthodoxie und rumänischem Volk verdeutlichen. Die neue Kirche trägt daher den Namen „Kathedrale der Erlösung des rumänischen Volkes“.

### **Seit 1000 Jahren vor Ort: die römisch-katholische Kirche**

Die römisch-katholische Kirche in Rumänien hat durch ihr auf Weltkirchentum ausgerichtetes Kirchenverständnis wenig Ansinnen, eine Nationalisierung ihres Glaubens herbeizuführen. In Rumänien schaut die Kirche auf eine tausendjährige Geschichte zurück. 1009 wurde die erste römisch-katholische Diözese mit Sitz in Karlsburg/Alba Iulia in Siebenbürgen gegründet. Ihr Schicksal ist eng mit der Geschichte Siebenbürgens verbunden. In der Zeit der Reformation wurden u.a. Bischöfe und Priester aus dem Land vertrieben.

Staatliche Anordnungen und ständige Kontrolle schränkten das kirchliche Leben der Katholiken während des Kommunismus ein. Der Versuch, die Kirche von Rom zu trennen, wurde unterbunden. Seit 1990 konnte sich die römisch-katholische Kirche Rumäniens sowohl in ihrem kirchlichen Leben als auch in ihren Strukturen erneuern. In diesem Zusammenhang baute sie auch ihr karitatives und theologisches Wirken wieder auf.

### **Wechselhafte Geschichte: die griechisch-katholische Kirche**

Die griechisch-katholische Kirche in Rumänien hat eine wechselhafte und tragische Geschichte hinter sich. Unter Habsburgischer Herrschaft wurde im 16. und 17. Jahrhundert die orthodoxe Bevölkerung aus Siebenbürgen, der Bukowina sowie der Maramuresch zur Union mit der katholischen Kirche gedrängt. Die byzantinischen Riten durften beibehalten werden. Die griechisch-katholische Kirche ersetzte als erste Kirche der östlichen Tradition Rumäniens die altslawonische Sprache in der Liturgie durch Rumänisch. Sie leistete im Folgenden einen

wesentlichen Beitrag zur Modernisierung der rumänischen Sprache und Kultur. Im Jahr 1930 ordneten sich knapp 8 Prozent der Gesamtbevölkerung (1,4 Millionen Personen) dem griechisch-katholischen Glauben zu.



*Die St.-Michaels-Kathedrale ist die Bischofskirche des römisch-katholischen Erzbistums Karlsburg (rum. Alba Iulia, ung. Gyulafehérvár) in Siebenbürgen. Foto: Thaler Tamas, wikipedia.org / CC BY-SA 3.0*

In der Zeit des Kommunismus war die Kirche in Rumänien verboten, blieb aber teilweise im Untergrund bestehen. Die Gläubigen waren gezwungen, in die orthodoxe Kirche einzutreten. Alle Güter und Immobilien wurden vom Staat enteignet, die Kirchenbauten wurden von der orthodoxen Kirche genutzt. Die politische Wende brachte für die griechisch-katholische Kirche die Freiheit. Sie durfte sich neu organisieren, Bischöfe ernennen, und es begann eine zähe, langsame und immer noch andauernde Rückerstattung der enteigneten Güter. Anders als z.B. in der Ukraine gab es mit dem Ende des Kommunismus aber keine Massenbewegung zurück aus der rumänisch-orthodoxen in die griechisch-katholische Kirche.

### **Die evangelischen Kirchen: prägender Einfluss in Siebenbürgen**

Die protestantischen Kirchen entstanden in Siebenbürgen bereits wenige Jahre nach der Reformation. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bekannte sich die Mehrheit der ungarischen Adligen hier zur calvinistischen Lehre, unter den Siebenbürger Sachsen war die lutherische Lehre verbreitet. Im Jahre 1568 wurde in Thorenburg/Turda zudem die unitarische Kirche gegründet, welche sich vor allem unter den Szeklern verbreitete. Noch heute leben fast alle Protestanten Rumäniens in Siebenbürgen.

Zwar brachten die Jahre der Habsburger Herrschaft Einschränkungen für den Protestantismus mit sich, der Beitrag zur Entwicklung der modernen Gesellschaft in dieser Region war jedoch prägend. Die Zeit des Kommunismus bedeutete Verfolgung und erzwungenen Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Seit 1990 können auch die protestantischen Kirchen wieder frei wirken. Mit ausländischer Unterstützung konnten sich die Gemeinden neu organisieren und wieder soziale und theologische Institutionen aufbauen.

Eine immer stärkere Bedeutung erreichen die sogenannten neuprotestantischen Frei- und Pfingstgemeinden.



Die Margarethenkirche ist die evangelische Stadtpfarrkirche in Mediasch/Mediaș, Siebenbürgen. Sie zählt zu den bedeutendsten spätgotischen Sakralbauten Rumäniens.

Foto: Tony Krönert

Diese waren bereits in den 1950er Jahren missionarisch in Rumänien aktiv. Ihre klare Sprache in politischen und theologischen Fragen, ihr geringerer institutioneller Charakter, der modernere Lobpreis sowie der Versuch, auf modernere Art Antworten auf schwierige Lebensfragen zu finden, machen diese Gemeinden für Menschen attraktiv, die einen Gegenentwurf zur traditionell orthodoxen Kirchenwirklichkeit suchen. Als einzige Kirchen Rumäniens konnten diese Gemeinden die Anzahl ihrer Gemeindemitglieder in den letzten 20 Jahren ausbauen.

### Großes Erbe, ungewisse Zukunft: die evangelische Kirche A. B. in Rumänien

Eine gesonderte Betrachtung verdient die Entwicklung der evangelischen Kirche A. B. in Rumänien – die Kirche der Siebenbürger Sachsen. Die Kirche ist in der Reformationszeit entstanden und schöpft aus einer reichen, eigenständigen Kultur mit deutscher Sprache und Struktur. Von einst beinahe 300.000 Mitgliedern sind infolge der Auswanderung nach Deutschland heute nur noch ca. 5.400 (Volkszählung 2011) zurückgeblieben. Der Altersdurchschnitt in den Gemeinden ist hoch, Kinder und Jugendliche sind in den Dorfgemeinden kaum anzutreffen. In den städtischen Gemeinden leben jüngere Mitglieder größtenteils in konfessionell und ethnisch gemischten Ehen.

Mit der massenhaften Auswanderung der Siebenbürger Sachsen steht die Kirche vor einer schwierigen Entscheidung: Will sie vor allem deutsch oder vor allem evangelisch sein? Die Kirchenordnung legt weiterhin Deutsch als Amtssprache der Kirche fest, jedoch werden in einigen Orten auch Gottesdienste in rumänischer Sprache angeboten. Die traditionellen Bräuche, die historischen Werte und das Verständnis für die Eigenart des siebenbürgisch-sächsischen Wesens gehen langsam verloren. Viele Kirchenbauten und Pfarrhäuser stehen leer und verfallen. Während die älteren Kirchenmitglieder in der ihnen seit der Kindheit vertrauten Ordnung verbleiben und in dieser sterben wollen, muss sich die Kirche für neue Zielgruppen öffnen, um ihr großes Erbe zu erhalten.

Als wichtige Aufgaben werden von der Kirche heute vor allem vier Schwerpunkte ins Auge gefasst: Die geistliche Betreuung und die diakonische Hilfeleistung der übriggebliebenen Gemeindeglieder, die Bewahrung

des kirchlichen Kunst-, Kultur- und Archivguts sowie die Wahrnehmung einer zuverlässigen Verwaltung. Unterstützung erhält sie dabei auch aus Deutschland – von ausgewanderten Gemeindemitgliedern sowie verschiedenen Stiftungen und Kirchen.

### Der gelebte Glaube in Rumänien

Die unterschiedlichen christlichen Konfessionen leben heute in gegenseitigem Respekt und friedlich zusammen. Eine ökumenische Zusammenarbeit gibt es selten, sie findet meist nur auf der Grundlage einer gleichen ethnischen Zusammensetzung und weniger auf Basis gleicher theologischer Überzeugungen statt.

Neben der institutionellen Entwicklung der Kirchen ist auch eine Betrachtung der realen Bedeutung des christlichen Glaubens von Bedeutung. In einer 2015 erschienenen Umfrage von *Barometrul INSCOP* glauben 96,5 Prozent der Bevölkerung Rumäniens an Gott und 84,4 Prozent an Heilige. Desweiteren glauben 59,6 Prozent an die Existenz eines christlichen Himmels, 57,5 Prozent an die Hölle und 54,4 Prozent an ein Leben nach dem Tod. Drei von vier Rumänen bekreuzigen sich, wenn sie an einer Kirche vorbeigehen; zwei von drei Rumänen beten regelmäßig und knapp mehr als jeder zweite Rumäne spendet regelmäßig an eine Kirche. Andere Umfragen zeigen, dass über die Hälfte der Rumänen mindestens einmal im Monat in die Kirche geht. Nur ein geringer Prozentsatz der Gläubigen geht gar nicht in die Kirche.

### Bedeutung der Kirche

Die Bedeutung der Kirche und des christlichen Glaubens nimmt in Rumänien im Vergleich zu anderen europäischen Staaten eine beachtliche Stellung ein. Für viele Menschen ist die Kirche Teil ihrer Identität. Dies trifft auf die nationalen Minderheiten in besonderer Weise zu. Das Ende des Kommunismus brachte für viele Kirchen eine Befreiung. Viele von ihnen waren im kommunistischen Rumänien verboten, wurden enteignet oder ihre Arbeit wurde stark kontrolliert und beeinträchtigt.

Seit den 1990er Jahren konnten sich die Kirchen neu organisieren, Bildungseinrichtungen und soziale Institutionen entstanden. Nach wie vor ist die Kirchenzugehörigkeit stark an der ethnischen und regionalen Herkunft orientiert. Eine Veränderung der Kirchenlandschaft Rumäniens vollzieht sich nur langsam. Größte Sorge scheint die massive Auswanderung zu sein, welche vielerorts zu einem Mitgliederschwund geführt hat. Während neuprotestantische Gemeinden Zuwächse verzeichnen, steht die evangelische Kirche A. B. durch die massenhafte Auswanderung der Siebenbürger Sachsen vor einer ungewissen Zukunft.

*Tony Krönert arbeitet als Qualitäts- und Veranstaltungsmanager bei einem Bundesverband im Bereich erneuerbarer Energien in Berlin. Er ist Mitglied im Vorstand der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft. Seit 2008 bereist er regelmäßig Rumänien.*

### Die Versuchung des Radikalismus

VON MIHAI A. PANU

In der rumänischen postkommunistischen Geschichtsschreibung nahm die Zahl der Beiträge zur Geschichte der Minderheiten kontinuierlich zu. Nach jahrzehntelanger Instrumentalisierung durch die entartete Ideologie eines Parteistaates konnte man schrittweise die sogenannte „nationale Geschichte“ entzaubern, um somit die Vergangenheit möglichst neutral und realitätstreu wiederzugeben. Das Problem der Geschichtsschreibung erscheint nicht zufällig in den gegenwärtigen Debatten über verschiedene soziale oder politische Phänomene, die das 20. Jahrhundert geprägt haben. Die Geschichte an sich besteht nicht unbedingt aus monokausalen Erscheinungsformen und ist viel mehr als eine Anhäufung von Begebenheiten, Motiven und entgegengesetzten Diskursen zu betrachten. Aus diesem Grund muss jeder Versuch, einen dominanten Diskurs über Geschichte im Allgemeinen zu fördern oder einseitige Deutungsmuster als legitim zu präsentieren, kritisch behandelt werden.

In der Geschichtsschreibung bedeuten die schwarz-weiß gefärbten Annäherungsweisen eine permanente methodologische Gefahr. Die Nuancen, die eigentlich die entscheidende Rolle spielen sollen, bleiben in vielen Fällen zweitrangig, weil sie für einen großen Teil der Leserschaft keine ausreichende Anziehungskraft haben. Man hat eine Tendenz, die historischen Realitäten vereinfacht zu verinnerlichen, und ignoriert dabei die Hintergründe und somit die Nuancen.

Die Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien (vor allem im 20. Jahrhundert) ist besonders aus dem oben erwähnten Grund problematisch. Im Vergleich zu anderen ethnokulturellen Gruppen, die das kollektive Bewusstsein Rumäniens entscheidend beeinflusst haben, waren die Deutschen viel zu stark dem totalitären ideologischen Druck ausgesetzt. Zuerst im Kontext der geopolitischen Ausdehnung des Dritten Reiches (in den Vorjahren und während des Zweiten Weltkrieges) und dann, nach dem Ende des Krieges, als die Kommunisten an die Macht kamen und Vergeltungsmaßnahmen gegen Deutschstämmige planten. Die Tatsache, dass die deutsche Minderheit in Rumänien während des 20. Jahrhunderts zwei Mal

ideologisch instrumentalisiert wurde, sowohl von den Nationalsozialisten als auch von den Kommunisten, stellt in der Fachliteratur eigentlich die Hauptproblematik dar. Die Hintergründe dieser Instrumentalisierung zu deuten und dabei zwischen Täter und Opfer, zwischen Schein und Wirklichkeit zu unterscheiden, ist kein einfaches Anliegen. Die Schwierigkeiten haben primär mit den folgenden beiden Aspekten zu tun: Erstens gibt es in der allgemeinen Geschichtsschreibung eine gewisse diskursive Pfadabhängigkeit, d. h. einen dominanten historischen Diskurs, der im Laufe der Zeit zur wissenschaftlichen Tradition wurde und nicht so einfach bekämpft werden kann, trotz ausrei-



Plakatwand mit Durchhalteparolen in Nordsiebenbürgen, August 1944 Quelle: Bundesarchiv, Bild 101I-244-2316-34A / Waidlich / CC-BY-SA 3.0

chender Gegenbeweise. Zweitens sind die Herangehensweisen an Themen wie die soziale Empfänglichkeit in autokratischen Systemen vor allem von einem bloß oberflächlichen Deskriptivismus und weniger von Kontextualisierung geprägt. Zudem gibt es immer noch gewisse objektive Schwierigkeiten im Prozess der systematischen Vergangenheitsdeutung, u. a. weil die dokumentarischen Quellen nicht so einfach zugänglich sind. Dennoch ist etwas in Bewegung gekommen, und die Zukunft sieht in diesem besonderen Forschungsgebiet recht gut aus.

Im 20. Jahrhundert wurde das Leben der Deutschen in Rumänien primär von zwei ideologischen Phänomenen beeinflusst: dem Nationalsozialismus und dem Kommunismus. Diese totalitären Zwillinge entstanden in der europäischen gesellschaftlich-politischen Sphäre

als Hauptkonsequenz einer tiefen Modernitätskrise und befanden sich in einer wechselseitigen Abhängigkeitsbeziehung. Im Großen und Ganzen kann man davon ausgehen, dass die wichtigsten Erscheinungsformen des politischen Radikalismus (darunter der Kommunismus und



*Andreas Schmidt (geb. 1912 in Donnersmarkt/Mănărade, Siebenbürgen, gest. 1948 in Workuta, Sowjetunion) war ab November 1940 der Volksgruppenführer der Deutschen Volksgruppe in Rumänien.*  
Quelle: wikipedia.org

die NS-Ideologie) Produkte der europäischen Moderne waren. Das Ende des Ersten Weltkrieges brachte jedoch die zuvor latenten ideologischen Prozesse ans Licht und die Lage verschlechterte sich zunehmend. Die geopolitische Ordnung nach Versailles zeichnete sich unter anderem durch eine systemische Neugestaltung Europas aus. Betrachtet man dies vor allem als Übergangsphase zwischen alten imperial-monarchischen Strukturen und neuen nationalstaatlich definierten Institutionen, so erwies

sich diese neue Architektur von Anfang an als ziemlich instabil und verwundbar. Die neuen Nationalstaaten im Osten Europas hatten die strategische Pflicht, die Loyalität aller Bürger zu gewinnen, unabhängig von ihrem ethnokulturellen Profil, um somit eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Existenz eines jeden Staates zu erfüllen, nämlich die politische Legitimität.

In Großrumänien war die Schaffung einer authentischen nationalen Identität eine der wichtigsten Herausforderungen für die politischen Entscheidungsträger der damaligen Zeit. Um einen solchen Plan zu verwirklichen, wurde die einfachste Methode bevorzugt: zunehmender Integrationsdruck durch Förderung des politischen Zentralismus. Dieses Modell hatte zwar das Potential, Rumänien demografisch und vor allem kulturpolitisch zu harmonisieren, jedoch nicht in entscheidender Art und Weise. Die deutsche Minderheit in den neu angegliederten Regionen wie Siebenbürgen oder dem Banat hatte traditionell andere politische Loyalitäten, eine andere politische Kultur (im Vergleich zu anderen ethnischen Gruppen) und selbstverständlich auch andere Erwartungen der rumänischen Regierung gegenüber. In einem demografisch bunten Großrumänien einen gemeinsamen sozialpolitischen Nenner zu finden, war unter diesen Umständen eine unrealistische Aufgabe. Vernünftiger wäre höchstwahrscheinlich eine kontinuierliche Förderung des Pluralismus und natürlich auch die Verabschiedung der sogenannten „Minderheitengesetze“, die im Kontext der Versailler Verhandlungen vom rumänischen Staat als Prinzip angenommen wurden.

In den Jahren nach der großen Vereinigung von 1918 betrieb die deutsche Minderheit in Rumänien eine Politik der Anpassung, indem sie durch einen gezielten

Aktivismus in allen wichtigen Bereichen des öffentlichen Lebens (Politik, Ökonomie, Kultur) ihre legitimen Interessen zu behaupten versuchte. Der zunehmende Druck des aus Bukarest geleiteten politischen Zentralismus erschwerte jedoch eine authentische, gesellschaftlich umfassende Verinnerlichung des nationalen Projekts Rumäniens. Die Banater Schwaben und die Siebenbürger Sachsen betrachteten die Genese und den Werdegang Großrumäniens zum Teil mit Skepsis, aber auch mit Hoffnung. Es gab ausreichend Motive für beide Einstellungen. Das Leben im neuen rumänischen Nationalstaat war nicht einfach und viele Deutsche hatten konkrete Gründe sich zu beschweren. Zum Beispiel verloren als direkte Konsequenz des Agrargesetzes (das kurz nach der Großunion in Kraft trat) viele deutsche Familien aus dem Banat Ackerflächen, die eine von der Regierung bestimmte Größe überschritten. Neben solchen unerwünschten gesetzlichen Bestimmungen gab es aber auch erfreuliche Geschehnisse. Im Allgemeinen konnte man eine Wiedergeburt der deutschen kulturellen Identität spüren. Nach jahrzehntelangen Magyarisierungsprozessen (z. B. im Banat unter der Donaumonarchie) war die Förderung der ethnokulturellen Identität aller deutschen Minderheiten tatsächlich eine Notwendigkeit. Für die rumänischen Entscheidungsträger war dies ein strategisches, realistisches Kalkül. Sie gingen davon aus, dass sich die Deutschen aus den neu angegliederten Regionen unter solchen Umständen viel schneller und mit fester Überzeugung zum Rumänentum bekennen würden.

Die rumänische Zwischenkriegszeit zeichnete sich durch soziale Konflikte, politische Instabilität und ökonomische Verwundbarkeiten aus. Als Begleiterscheinung konnte man frühzeitig eine der gefährlichsten Formen des Nationalismus erkennen.

Es handelt sich um den sogenannten integralen Nationalismus, der antipluralistisch, antidemokratisch und xenophob wirkte. „Rumänien den Rumänen“ war die Parole der damaligen Zeit, besonders im Kontext der zunehmenden Präsenz extremistischer Gruppierungen (wie die Eiserne Garde) auf der gesellschaftlich-politischen Bühne des Landes. Man konnte nicht nur im Falle der Mehrheitsbevölkerung eine gewisse Empfänglichkeit gegenüber Radikalismus spüren – die deutsche Minderheit zeigte ebenfalls solche Tendenzen.

Das Eindringen des Nationalsozialismus in Rumänien war durch mehrere Faktoren bedingt. In erster Linie ermöglichten die geopolitische Lage Rumäniens und der zunehmende Propagandadruck des Kommunismus eine



*Karl von Möller (geb. 1886 in Wien, gest. 1943 in Hatzfeld/Jimbolia, Banat) war der erste Gauleiter des Banats.*  
Quelle: wikipedia.org

bessere Rezeption rechtsextremer Ideen in verschiedenen gesellschaftlichen Umfeldern. Die NS-Ideologie (die in diesem partikulären Fall nicht unbedingt als eine direkte Reaktion auf den Kommunismus betrachtet werden soll) konnte in Rumänien Wurzeln fassen und sich systematisch entwickeln, vor allem weil die öffentliche Sphäre in den meisten Regionen des Landes bereits radikalisiert war. Zusätzlich kann man davon ausgehen, dass die dem Druck des rumänischen Staatszentrismus ausgesetzte deutsche Minderheit die Ideen des Pan-germanismus als eine valide politische Option betrachtete. Zudem hatte die Krise des Parlamentarismus landesweit negative Konsequenzen vor allem im Bereich der politischen Kultur. In Folge dessen verschwand allmählich die gemäßigte Mitte des ideologischen Spektrums und die beiden Extreme ergriffen langsam die Initiative.

In multikulturellen Regionen (wie dem rumänischen Banat) war Toleranz eine Konstante des Zusammenlebens. Nach der großen Vereinigung von 1918 führte die zunehmende Ideologisierung der öffentlichen Sphäre jedoch zum manifesten Extremismus. Zeitschriften der rechtsradikalen Bewegung (z. B. die „Banater Swastika“ in Temeswar/Timișoara) erschienen frühzeitig (bereits 1927) und erzielten große Wirkung. Unter diesen Umständen konnte man später die aus Berlin kommende, strategisch geplante NS-Propaganda nicht effizient eindämmen. Der Nationalsozialismus fand daher in vielen Regionen Rumäniens den richtigen ideologischen Nährboden und die passenden gesellschaftlichen Bedingungen.

Die Ausdehnung der NS-Ideologie in Rumänien kann nicht nur durch die Existenz der sogenannten Makrovektoren (Institutionen, Organisationen, geopolitische Phänomene etc.) erklärt werden. Die Menschen spielten auch eine entscheidende Rolle. Es handelt sich um formelle oder informelle Eliten, die als ideologische Anstifter zu betrachten sind. Unter den wichtigsten politischen Figuren der deutschen Minderheit, die nationalsozialistische Ideen in Rumänien förderten, kann man die folgenden nennen: im Banat Karl von Möller, Hans Eck; in Siebenbürgen Fritz Fabritius, Andreas Schmidt; in der Bukowina Erwin von Millanich. Sie waren nicht nur Wegbereiter der NS-Ideologie im rumänischen Raum, sondern auch bedeutende ideologische Entscheidungsträger.

Der Siebenbürger Sachse Andreas Schmidt war Leiter (Volksgruppenführer) der sogenannten Deutschen Volksgruppe in Rumänien (DVIR) zwischen 1940 und

1944. Diese Organisation funktionierte in Rumänien wie eine Art „Staat im Staate“ und ist als eine aufrichtige Verlängerung des Dritten Reiches in Osteuropa zu betrachten.



*Bessarabiendeutsche im Auffanglager Galatz der Volksdeutschen Mittelstelle vor der Umsiedlung nach Deutschland 1940. Quelle: Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien, Stuttgart*

In Rumänien bedeutete, genau wie in anderen, benachbarten Staaten, die politische Geschichte der Zwischenkriegszeit das Aufeinanderprallen zweier entgegengesetzter totalitärer Systeme: Nationalsozialismus und Kommunismus. Die Konsequenzen waren verheerend: Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, das Primat der Xenophobie, soziale Konflikte, Verschlechterung der geopolitischen Lage, Verlust der Rechtsstaatlichkeit. Das Schicksal der deutschen Minderheit in Rumänien wurde im 20. Jahrhundert stark vom Totalitarismus beeinflusst: in der ersten Phase (Zwischenkriegszeit) durch den inklusiven Druck der NS-Ideologie und in der zweiten Phase nach dem Krieg durch die von den Kommunisten geplanten und durchgeführten Vergeltungsmaßnahmen. Sich mit solchen politisch sensiblen Gegebenheiten aus unserer gemeinsamen Geschichte auseinanderzusetzen ist vielleicht die beste Methode, um die Wunden der Vergangenheit zu heilen. Aus wissenschaftlicher Sicht ist es immer geboten, Interpretationsmonopole zu vermeiden und einseitige Vorgehensweisen mit fester Überzeugung zu bekämpfen. Nach zwei totalitären Experimenten gehört die Versuchung des Radikalismus hoffentlich endgültig der Vergangenheit an.

*Dr. Mihai A. Panu ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Politikwissenschaft, Philosophie und Kommunikationswissenschaft der West-Universität Temeswar/Timișoara. Im Klausenburger Mega Verlag erschien 2015 sein Buch „Capcanele Ideologiei. Opțiuni politice ale etnicilor germani în România interbelică“ (Die ideologische Falle. Politische Optionen der deutschen Minderheit im Rumänien der Zwischenkriegszeit).*

## Ein wendiger Baron: Otto Albrecht Alfred von Bolschwing

### Der SD-Chef von Bukarest wird CIA-Agent

VON GERHARD KÖPERNIK

*In Palästina bemüht sich SD-Agent Otto von Bolschwing, den Weg für die Auswanderung deutscher Juden zu ebnen. Zurück in Berlin gibt er Eichmann Ratschläge, wie man die Juden zum Auswandern zwingen kann. In Rumänien hilft er faschistischen Legionären zur Flucht. Zum Ende des Zweiten Weltkriegs dient er sich erfolgreich den Amerikanern an.*

Das Auto, das am frühen Morgen des 24. Januar 1941 Bukarest verließ, war auf dem Weg nach Kronstadt. Vorn saßen zwei Männer in SS-Uniform, der Leiter des Büros des SS-Sicherheitsdienstes (SD) Bukarest, Otto von Bolschwing, und sein Mitarbeiter Günne, im Kofferraum lag zusammengekrümmt Horia Sima, der Führer der faschistischen Eisernen Garde (auch Legion genannt).

24 Stunden zuvor hatte Sima im frühen Morgengrauen seinen Legionären befohlen, den Kampf gegen General Antonescus Truppen einzustellen. Sima hatte seit September 1940 Rumänien mit dem General regiert. Zwischen den beiden kam es zu Auseinandersetzungen, die nach und nach eskalierten. Am 21. Januar 1941 besetzten



Otto von Bolschwing (1909–1982)

Legionäre schließlich landesweit öffentliche Gebäude, auf Bukarester Straßen brachen Kämpfe aus, ein Mob plünderte jüdische Geschäfte, in einem Pogrom wurden 120 Juden brutal ermordet. Antonescu setzte seine Soldaten ein, um den Putsch niederzuschlagen. Er hatte grünes Licht aus Berlin erhalten, obwohl die Führung der faschistischen Garde dem Deutschen Reich Treue geschworen hatte. Hitler wollte Ruhe in dem verbündeten Land, das ihm Öl und Getreide liefern sollte. Er riet dem General: „Durchsetzen unter Einsatz aller Mittel, auch der schärfsten.“ Sima und die Kommandanten der Garde, in ihrem Versteck im Haus des SD-Chefs Otto von Bolschwing darüber informiert, gaben auf. Führende Legionäre erhielten politisches Asyl in Deutschland und reisten mit Hilfe des SD, z. T. als Wehrmachtangehörige verkleidet, mit dem Zug nach Berlin. Horia Sima befürchtete Schlimmstes, hatte Antonescu doch verkündet, er wolle abrechnen, „von Horia Sima bis zum letzten Strolch“. Sima suchte zuerst Unterschlupf in der Wohnung seiner Schwester. Als es dort um 5 Uhr morgens an der Tür klopfte, waren es nicht Antonescus Schergen, sondern von Bolschwing und Günne, die ihn – wie Sima meinte, auf Befehl des Reichsführers SS Heinrich Himmler, – in Sicherheit bringen wollten.

Auf dem Weg von Bukarest nach Kronstadt/Braşov kontrollierte rumänische Militärpolizei den Wagen, ließ

sich von den beiden SS-Leuten die Papiere zeigen, verzichtete aber auf die Inspizierung des Kofferraums. Sima erreichte wohlbehalten in Kronstadt das Haus des Leiters der Deutschen Volksgruppe in Rumänien, Andreas Schmidt. Angehörige der Volksgruppe fuhren Sima – dieses Mal mit SS-Umhang und Totenkopfmütze verkleidet – nach Hermannstadt. Anfang März erschien dort von Bolschwings Mitarbeiter, Günne, und riet ihm, mit seiner Hilfe über Bukarest und Sofia nach Berlin zu reisen. Im Wissen, dass – wie Sima schrieb – von Bolschwing und Günne Freunde der Garde waren, vertraute er sich ihm an und erreichte nach einigen Tagen in SS-Uniform Berlin.

Der Reichsführer SS würdigte die Verdienste Otto von Bolschwings bei der Ausreise der Legionsführer und beförderte ihn Ende Januar 1941 zum SS-Hauptsturmführer. Anfang Februar wurde von Bolschwing jedoch auf Druck Antonescus aus Bukarest abberufen. Am 21. Februar 1941 trug von Bolschwing persönlich dem Reichsführer SS zu den Bukarester Januarereignissen vor. Danach verlieren sich die Spuren von Bolschwings etwas: Im Berliner Adressbuch firmierte er als Devisenberater. Nach erfolgreicher Invasion der deutschen Wehrmacht in Griechenland im April 1941 wurde er Leiter des SD in Saloniki und erhielt das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern. Ende 1941 ging er nach Amsterdam. Im August 1942 wurde er von der Gestapo in Wien verhaftet und 8 Monate gefangen gehalten. Vermutlich hatte er bei der Arisierung jüdischen Eigentums sich selbst bedient. In einer geheimen Kommandosache des Reichsführers SS vom 16. Dezember 1942 wurde er als Hochstapler bezeichnet, der dem Gericht übergeben werden sollte. Er wurde zum SS-Mann degradiert und im Januar 1945 aus der SS entlassen.

Damit endete von Bolschwings Karriere im Dritten Reich, die für den 1909 in Ostpreußen geborenen Adligen 1932 begonnen hatte. Der 23-jährige Kaufmann, der an der London School of Economics studiert hatte, trat der NSDAP bei. Nach einem Aufenthalt auf dem Balkan machte sich der polyglotte Geschäftsmann nach Palästina auf und fungierte ab 1935 als V-Mann des SD. Er berichtete nicht nur über arabische Führer, sondern arbeitete auch mit dem Kommandanten der Zionistenorganisation Haganah, Feival Polkes, zusammen – das Interesse der Zionisten an der Einwanderung der Juden nach Palästina deckte sich mit dem der Nazis, die Juden aus Deutschland zu vertreiben. Allerdings musste von Bolschwing

nach einem Jahr Palästina verlassen, die Briten wiesen den Agenten im Sommer 1936 aus. Seine Kenntnisse zu Palästina bot er Adolf Eichmann an, der im Judenreferat des SD-Hauptamtes seine Arbeit aufgenommen hatte. Eichmann schätzte die häufigen Besuche des „ehrenamtlichen Mitarbeiters des SD-Hauptamtes“. Von ihm bezog er „alles Wissenswerte“. Von Bolschwing vermittelte dem „Lieben Adolf“ den Besuch des Zionistenführers Feival Polkes, den Eichmann im Februar 1937 in Berlin zum Essen ausführte und der ihn zu einem – wenige Monate später durchgeführten – Besuch nach Palästina einlud. Von Bolschwing lieferte dem Judenreferat auch Ratschläge zur Lösung des „Judenproblems“. In einer Aufzeichnung legte er dar, die „Entjudung Deutschlands“ könne „nur erfolgen, wenn den Juden in Deutschland die Lebensbasis, d.h. die wirtschaftliche Betätigungsmöglichkeit, genommen wird.“ Denn: „Die Juden in der ganzen Welt stellen eine Nation dar, die nicht lands- oder volks-, sondern geldgebunden ist.“ Der „Auswanderungsmüdigkeit“ könne nur erfolgreich entgegengetreten werden, wenn die Juden aus der Wirtschaft verdrängt würden, und der politische und gesetzliche Druck wesentlich verstärkt werde. Der damalige Leiter des SD-Judenreferats, Schröder, betrachtete die Vorschläge, die in präzisierter Form dem Reichsführer SS vorgelegt werden sollten, als durchaus brauchbar. Im 1939 gegründeten Reichssicherheitshauptamt avancierte von Bolschwing zum SS-Obersturmführer und nahm im September 1940 seinen Dienst als Leiter des SD-Büros in Bukarest auf.

Im Januar 1945 begann die neue Karriere von Bolschwings. Er tauchte unter und nahm von Österreich aus Kontakt mit der US-Armee auf, die ihm Lob aussprach: Er habe sie nicht nur bei ihrem Vormarsch über den Tiroler Fernpass unterstützt, sondern auch dafür gesorgt, dass zahlreiche hohe Nazis und SS-Offiziere gefangen genommen werden konnten. 1946 heuerte ihn die Organisation *Gehlen* an, die sich von seinen Rumänienkenntnissen und -kontakten Nutzen versprach. Obwohl die CIA wusste, dass er Mitglied der NSDAP und der SS war, übernahm sie von Bolschwing 1949. Auch wenn der CIA-Mitarbeiter unter dem Decknamen Grossbahn nicht als Topagent galt, verhalf ihm die CIA 1954 zur Einwanderung in die USA. 1959 beantragte von Bolschwing die US-Staatsbürgerschaft, ohne seine Mitgliedschaft in der NSDAP und SS anzugeben.

Als US-Bürger arbeitete von Bolschwing für amerikanische Unternehmen. Als Eichmann 1961 in Jerusalem vor Gericht gestellt wurde, führte die CIA

Ermittlungen durch und stellte fest, dass von Bolschwing seine Zusammenarbeit mit Eichmann verschwiegen hatte. Die CIA behielt diese Erkenntnis für sich. 1979 wurde die Spezialeinheit des US-Justizministeriums, die die in den USA lebenden NS-Kriegsverbrecher aufspüren sollte, auf von Bolschwing aufmerksam, als sie den Fall des rumänischen Legionärs Viorel Trifa untersuchte. Er gehörte zu den Legionärsführern, die im Januar 1941 beim SD in Bukarest Unterschlupf gefunden hatten und mit von Bolschwings Hilfe nach Deutschland flüchten konnten. Die CIA hielt sich bedeckt, konnte aber nicht verhindern, dass von Bol-



*General (später Marschall) Ion Antonescu (1882–1946) und Horia Sima (1906–1993) – Partner für kurze Zeit*

schwings dunkle Vergangenheit ans Licht kam. Dabei half dem US-Justizministerium auch die Regierung der DDR, die sich durch das Amtshilfeersuchen der US-Regierung geehrt fühlte und die ihr vorliegenden Erkenntnisse und Unterlagen zum Fall von Bolschwing den US-Behörden zur Verfügung stellte. Die Untersuchungsergebnisse widerlegten anfängliche Behauptungen von Bolschwings, er sei nie Mitglied der NSDAP und der SS, sondern amerikanischer Doppelagent gewesen. Das US-Justizministerium erhob im Mai 1981 Klage gegen ihn auf Aberkennung der US-Staatsbürgerschaft, auf die von Bolschwing Ende 1981 verzichtete. Von einer Deportation sahen die US-Behörden ab, weil von Bolschwing an einer fortgeschrittenen Nervenkrankheit litt. Im März 1982 starb von Bolschwing – wenige Monate nachdem er auf Wunsch seiner Ehefrau zum Mormonen konvertiert war.

*Dr. Gerhard Köpernik, Jurist, ist der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft.*

### „Paletti kann alles sein.“

VON MIHAI CRUDU

*Vorliegender Beitrag stützt sich in seinem Grundgerüst auf das kürzlich erschienene Buch „Sprachliche Unikalia im Phraseolexikon des Deutschen und Rumänischen“, veröffentlicht im Wissenschaftlichen Verlag in Berlin. Die Arbeit wurde 2015 an der Fremdsprachenfakultät der Universität Bukarest als Dissertation angenommen und für die Veröffentlichung redigiert.*

*Paletti kann alles sein.* Kann wohl aber nichts *paletti* sein? Nein, das geht nicht. Aber warum? Ganz einfach. Weil das schöne Wort *paletti*, dessen Herkunft übrigens ungeklärt bleibt, so trotzig ist, dass es sich nur mit *alles* kombinieren lässt. Solch trotzige Wörter gibt es aber in Hülle und Fülle – sowohl im Deutschen als auch im Rumänischen und natürlich in vielen anderen Sprachen. Sie heißen in der Sprachwissenschaft *Unikalia* (aus dem Lateinischen *unicus* „einzig[artig]“).

*Unikalia* machen einen linguistischen Forschungsbereich aus, der jahrelang stiefmütterlich behandelt worden ist. Der russische Germanist Dmitrij Dobrovol'skij hat sich als Erster 1978 mit diesem Phänomen im Deutschen auseinandergesetzt. Daran anschließend hat er (allein oder zusammen mit Elisabeth Piirainen) eine Reihe von Studien publiziert, die um dieses Thema kreisen. Eingegangen ist er dabei unter anderem auf das Phänomen der sogenannten phraseologischen Gebundenheit der Wörter, womit ausdrücklich das Spezifikum mancher Wortschatzelemente gemeint ist, lediglich in gewissen Wortkombinationen aufzutreten. Ansonsten finden wir in der Sprachwissenschaft nur hie und da Verweise.

Die Rumänen haben das Phänomen zum ersten Mal zwar etwa in derselben Zeitspanne bemerkt, es aber – ohne sich allzu viele Gedanken darüber zu machen – schlicht der Kategorie der Archaismen zugeordnet. Es stimmt, dass viele *Unikalia* ausgestorbene Gegenstände, Berufe u. Ä. bezeichnen (z. B. *iaca* in *a feșteli iacaua*, *ort* in *a da ortul popii*, *sacagiu* in *a vinde apă la sacagiu* usw.), aber wie steht es um unikale Wörter wie *buzna* (in *a da buzna*), *vileag* (in *a da în vileag*), *zadar* (in *în zadar*), die keine Archaismen sind und trotzdem ausschließlich in Redewendungen vorkommen?

*Unikalia* sind – wie aus den bereits aufgezählten Beispielen ersichtlich wird – Wörter einer Sprache, die aus verschiedenen Ursachen nur noch in sogenannten Phraseologismen erhalten geblieben sind und deren Teilnahme an Wortbildungsprozessen äußerst beschränkt ist. Veranschaulichende Beispiele im Deutschen und Rumänischen wären *ausfindig*, *gehupft*, *Tacheles* bzw. *habar*, *izbeliște*, *tronc*, die ausschließlich in ihren jeweiligen Fügungen vorkommen: *etwas ausfindig machen*, *gehupft wie gesprungen*, *Tacheles reden* bzw. *a (nu) avea habar*, *a lăsa de izbeliște*, *a-i cădea cuiva cu tronc (la inimă)*.

Begibt man sich auf die Suche nach der Herkunft unikalischer Wörter, so stellt man fest, dass vier

Unikalisierungsabstufungen der analysierten Wörter ausfindig gemacht werden können: Isolate (Is), *Unikalia* ersten Grades ( $U_1$ ), *Unikalia* zweiten Grades ( $U_2$ ) und *Unikalia* dritten Grades ( $U_3$ ). Diese Staffelung fußt auf zwei Kriterien: die Beschaffenheit der Basis und die Produktivität der Wörter. Beim ersten Kriterium handelt es sich darum, inwieweit die Wurzel des Wortes formal verdunkelt ist, wobei das zweite Kriterium mit dessen Wortbildungsfähigkeit zu tun hat.

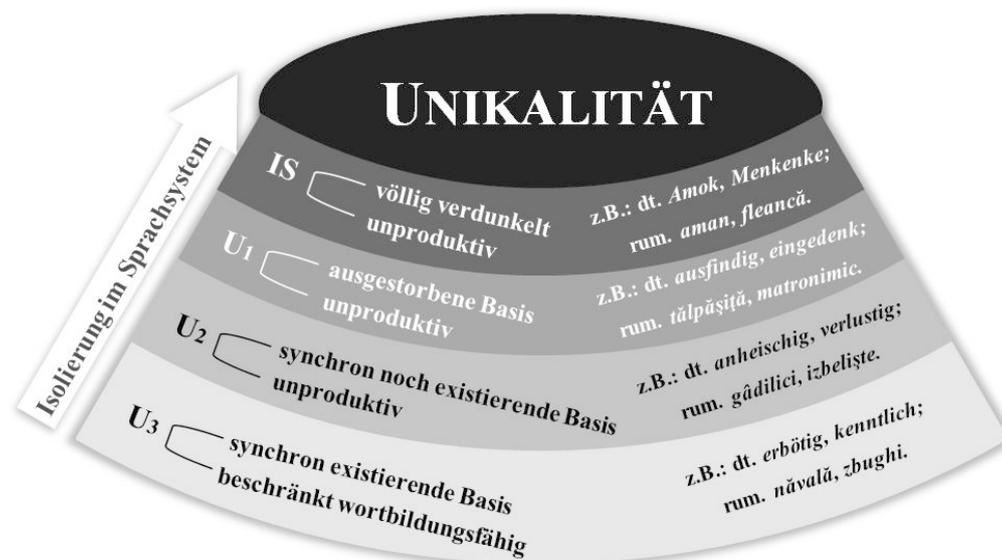
Die sogenannten Isolate stellen eigentlich den Extremfall der Unikalisierung dar und bezeichnen die unikalischen Wörter, die formal keine Assoziation mit anderen Wörtern zulassen. Nehmen wir als Beispiele *Daffke* und *habar* unter die Lupe. Das in Berlin kursierende Wort *Daffke* (in *aus Daffke*) ist heutzutage völlig verdunkelt, einerseits weil es sich mit keinen anderen existierenden Wörtern assoziieren lässt und andererseits weil es keine weiteren Wörter ergeben hat (etwa Ableitungen oder Zusammensetzungen), denen man auch in anderen Kontexten begegnet. Ähnliches gilt für das rumänische Wort *habar* (in *a [nu] avea habar*). In diese Kategorie fallen insbesondere Wörter, die fremden Ursprungs sind. *Daffke* z. B. leitet sich aus dem jiddischen Adverb *dafke(s)* ab, das seinerseits einem hebräischen Wort entstammt, und trägt die Bedeutung „nun gerade, genau so“, *habar* ist dagegen aus dem türkischen *haber* entlehnt worden, wo es „Nachricht, Kunde“ bedeutet. *Unikalia* ersten Grades sind Wörter, die unproduktiv sind und deren Wurzel zwar untergegangen ist, heute aber in einer aktualisierten Form weiterbesteht. Erwähnenswert sind etwa *ausfindig* und *tălpășița*, die sich in den Wendungen *etwas ausfindig machen* und *a-și lua tălpășița* isoliert haben. *Ausfindig* steckt in der gegenwärtigen Sprache im Verb *herausfinden*, dessen Urform *ausfinden* war. Auch das rumänische Nomen *tălpășița* ist keine Diminutivform des Nomens *talpă* – wie es den Anschein erwecken mag, sondern praktisch eine Ableitung des Archaismus *tălpaș*, der früher ein „Infanterist“ war.

Wenn die Wörter sich anhand anderer existierender Wörter erkennen lassen, sprechen wir von *Unikalia* zweiten Grades. Sie sind zwar nicht wortbildungsfähig, begegnen aber als Wortformen in anderen Wortschatzelementen: *verlustrig* (in *einer Sache verlustrig gehen*) und *mântuială* (in *de mântuială*). Das deutsche Wort wurde von *Verlust* abgeleitet, wobei das rumänische *mântuială* eine Derivation des Verbs *a mântui* darstellt und in der

dazugehörigen Redewendung eine übertragene Bedeutung hat. Beide Fälle sind aber lexikalisch unproduktiv, das heißt, sie ergaben keine weiteren Wörter.

Nun ist wohl leicht verständlich, was die letzte Klasse von Unikalia bildet: nämlich die Wörter, die sowohl eine heute bekannte Basis haben, als auch weitere Wörter erzeugt haben. Zum Beispiel findet das Adjektiv *erbötig* (in *sich erbötig machen* oder *erbötig sein*) seinen Ursprung im Verb *erbieten*. Aus ihm hat sich aber weiter das Nomen *Erbötigkeit* gebildet. Gleiches gilt für das rumänische Verb *a zbughi* (in *a o zbughi*), aus der Interjektion *zbughi*, und ein weiteres Nomen ergebend, *zbugheală*.

Zum besseren Verständnis können wir die vier Kategorien bildlich darstellen:



Die verschiedenen Abstufungen der Unikalisation.

Quelle: Mihai Crudu, *Sprachliche Unikalia im Phraseolexikon des Deutschen und Rumänischen*, Berlin 2016, S. 132

Aus der Abbildung geht deutlich hervor, dass die Unikalität als ein graduelles Kontinuum zu verstehen ist. Deswegen sind manche Wörter, vor allem diejenigen, die ein beschränktes semantisches Spektrum abdecken, der Isolierung in festen Verbindungen ausgesetzt, wohingegen andere sogar zur „Entunikalisierung“ neigen.

Nun gelangen wir langsam in die Gegenwart der Unikalia. Ausgangspunkt ist nämlich die Frage, wie wir als Sprecher diese Wörter – im Vergleich zu anderen „normal(er)en“ Wörtern – in der täglichen Kommunikation benutzen. Dafür können die Unikalia auf ihre Struktur hin untersucht werden, wobei speziell auf das Zusammenwirken von Inhalt und Form Wert zu legen ist. Wörter mit einer einfachen Struktur sind von der Bedeutung her im Allgemeinen viel schwieriger zu interpretieren, wohingegen diejenigen, die formal komplexer sind, anhand ihrer jeweiligen Bestandteile durchsichtiger werden.

Besieht man genauer lautmalerische Wortschöpfungen wie *gicks* und *gacks*, die immer zusammen vorkommen, so stellt man fest, dass sie keine Assoziation mit etwaigen benachbarten Wörtern zulassen. Insofern werden sie von den Sprechern unbewusst benutzt, ohne dass man

sich die Frage stellt, was tatsächlich das eine oder das andere bedeutet. Auch ein Rumäne weiß ganz gut, dass es nur *a umbla cu fofărlică* heißen darf und kann sich daher keinen weiteren Kontext ausdenken, in dem das Nomen *fofărlică* auftritt. Was aber eine *fofărlică* ist, kann kaum einer beantworten.

Etwas einfacher steht es um die Unikalia mit einer komplexeren Struktur, etwa Ableitungen und Zusammensetzungen. In diesem Falle stützt man sich, wenn auch unbewusst, auf verwandte Wortformen, die auch frei vorkommen. *Erkenntlich* z. B. kann man zwar lediglich mit dem Verb *sich zeigen* verbinden, sein Basiswort, das Verb *erkennen*, ist aber darin leicht zu identifizieren. In der Art wird natürlich auch die Bedeutung der Redewendung klar. Ein Beispiel im Rumänischen könnte das Nomen *gădilici* (in *a avea gădilici la limbă*) sein, dessen Wurzel im Verb *a gădila* steckt und das im Phraseologismus einen figurativen Sinn hat. Die Unikalia sind also wesentlich leichter zu verstehen, wenn ihre Form aus anderen verwandten, frei vorkommenden Wörtern erschließbar ist.

Um die knifflige Problematik der Unikalia abzurunden, betrachten wir nun die entsprechenden Redewendungen. Dabei wollen wir das Vorkommen der Phraseologismen

mit unikalenen Wörtern im Kommunikationsakt beobachten bzw. überprüfen, inwieweit diese festen Fügungen noch gebraucht werden. Fassen wir als Erstes die sprachlichen Auffälligkeiten der Phraseologismen mit *Is*, *U<sub>1</sub>*, *U<sub>2</sub>* und *U<sub>3</sub>* ins Auge. Dabei ist hervorzuheben, dass das Rumänische über mehrere *Is*-Phraseme verfügt, höchstwahrscheinlich, weil es während seiner Entwicklung mehr entlehnt hat (aus dem Türkischen, Griechischen, Französischen, Italienischen, Ungarischen, Deutschen und aus slawischen Sprachen) und zugleich mehr „geschöpft“ hat. Beispiele von Entlehnungen aus den erwähnten Sprachen wären: *cherem* (in *a fi la chere-mul cuiva*), *aghioase* (in *a trage la aghioase*), *detriment* (in *în detrimentul*), *festă* (in *a face/a juca cuiva o festă*), *hang* (in *a ține hangul*), *blau* (in *a face blau*), *niznai* (in *a face pe niznaiul*). Als Wortschöpfung nennen wir ein einziges Beispiel: *a destoia* (in *a-și destoia foamea*). Das Deutsche weist dagegen mehr *U<sub>1</sub>*-Phraseologismen auf (wie z. B. *Verruf* in *in Verruf kommen / geraten / bringen*, *Geheiß* in *auf (sein) Geheiß*, *Nu* in *im Nu*, *Verlaub* in *mit Verlaub gesagt / zu sagen* u. a.), was sich wohl dadurch erklären ließe, dass viele alte deutsche Wörter aktualisiert wurden, wohingegen viele rumänische Wörter

einfach aufgegeben und durch andere neue ersetzt wurden. Die Kategorien mit U<sub>2</sub> und U<sub>3</sub> sind in beiden Fällen gut vertreten.

Ein weiterer Aspekt, dem Beachtung geschenkt werden soll, betrifft die Variation der Komponenten innerhalb der Phraseologismen mit unikalen Wörtern. Variieren können sowohl Nomen und Verben – also zentrale Komponenten (wie in *Kohldampf schieben / haben* oder *a da / a ieși în vileag*) – wie auch Präpositionen – also periphere Komponenten (wie in *seit / zu Olims Zeiten* oder *pe / cu nepusă masă*). Die Variation kann rein grammatischer Natur sein, oder gleichzeitig auch die Bedeutung der Redewendung beeinflussen (so wie es bei *zum Vorschein kommen / etwas zum Vorschein bringen* oder *a fi de bun / rău augur* der Fall ist).

Um zu überprüfen, ob diese phraseologische Klasse im Schwinden begriffen ist, bzw. um zu beobachten, inwieweit und ob sie überhaupt vom üblichen Gebrauch abweicht, erweist sich eine Analyse von Auszügen aus Onlinepresstexten, die Redewendungen mit Unikalia enthalten, als äußerst aufschlussreich. Die Untersuchung der jeweiligen Abschnitte ergibt, dass manche Phraseologismen sehr starr sind und keine Abschweifungen zulassen, wohingegen mit anderen etwas kreativer umgegangen werden kann. Vergleichen wir zum Beispiel die Fügungen *im Nu* und *cu ghiotura*, die 100% in dieser Form erscheinen, bzw. *in Abrede stellen* und *a (nu) avea habar*, die ausnahmsweise variiert werden, vor allem wenn man eine bestimmte Nuance vorsätzlich erzielt.

Nun stellt sich logischerweise die Frage, welche die Ursachen der Unikalisierung sind. Hierzu zu zählen sind u. a.: die Archaisierung der Wörter (z. B. *Kuppelpelz* in *sich einen Kuppelpelz verdienen*, *sacagiu* in *a vinde apă la sacagiu*), die Entlehnung (bspw. *Kothurn* in *auf hohem Kothurn einherschreiten*, *detriment* in *în detrimentul cuiva*), aber auch interne Wortbildungsprozesse (Zusammensetzung, Ableitung, Wortschöpfung, wie z. B. *Geldhahn* in *den Geldhahn zudrehen* oder *dinafară* in *pe dinafară*) u. a. Trotz ihres irgendwie ausgefallenen Status erweisen sich viele Unikalia als aktive Wortschatzelemente, die von den Sprechern benutzt und manchmal sogar bevorzugt werden.

Und so endet unser kurzer Einblick in ein breit gefächertes und spannendes Gebiet der Sprache! Nun überlassen wir es den Lesern, sich am Unikalia-Abenteuer zu beteiligen und – warum nicht? – *ihr Scherflein beizusteuern*.

*Dr. Mihai Crudu promovierte 2015 an der Universität Bukarest (Rumänien) im Bereich der Germanistik. Seine Forschungsschwerpunkte sind: kontrastive Phraseologie, Lexikologie und Sprachgeschichte. Bisher veröffentlichte er zwei Bücher und rund 40 Artikel und Rezensionen in verschiedenen Sammelbänden und Fachzeitschriften in Rumänien und dem Ausland.*



*Die DRG-Studienreise 2015 führte auch in das Biosphärenreservat Donaudelta, welches sich im Mündungsgebiet der Donau in das Schwarze Meer befindet.*  
Foto: Christof Kaiser



*Die mittelalterliche Burg Enisala (Kreis Tulcea) bildete eine der Hauptattraktionen während der DRG-Studienreise im September 2015 in der Dobrudscha.*  
Foto: Christof Kaiser



*DRG-Studienreise 2015: Der Schwarzmeerstrand bei Vama Veche liegt nur wenige hundert Meter von der bulgarischen Grenze entfernt.*  
Foto: Christof Kaiser

### Das multiethnische Schulwesen in Rumänien

VON ANDREEA RODICA RUTHNER

*Im Banat besteht seit fast 300 Jahren ein Schulwesen der ethnischen Minderheiten und trotz der assimilierenden Maßnahmen der habsburgischen, magyarischen oder faschistischen rumänischen Regierungen gibt es dort auch heute noch Schulen der Minderheiten und deutsche Abteilungen innerhalb von rumänischen Schulen. Die erwähnten assimilierenden Maßnahmen haben nicht – wie zu erwarten wäre – zu Konfliktsituationen und zur Vervielfältigung der stereotypen Vorurteile geführt, sie haben ganz im Gegenteil die Herausbildung einer lokalen multiplen Identität oder einer Grenzidentität bewirkt. Dadurch hat sich das Banat zu einer Musterregion für gelebte Interkulturalität entwickelt.*

In der Verfassung Rumäniens von 2003 wurden auch Vorschriften im Hinblick auf das Recht der Angehörigen nationaler Minderheiten auf Unterricht in der Muttersprache vorgesehen. Darüber hinaus gewährleistet der Staat die Freiheit des religiösen Unterrichts gemäß den spezifischen Erfordernissen eines jeden Glaubensbekenntnisses.

Am 5. Januar 2011 wurde das neue rumänische Schulgesetz (*Legea educației naționale*) verabschiedet; gleich im einführenden Teil wird allen Bürgern Rumäniens das Recht auf eine eigene kulturelle Identität und auf interkulturellen Dialog garantiert. Angehörige der nationalen Minderheiten haben das Recht auf Unterricht in der Muttersprache und ihnen werden – gleichfalls kraft Gesetz – angemessene Möglichkeiten, in dieser Sprache unterrichtet zu werden, zugesichert.

Teil 12 des Kapitels 2 Titel II – „Das Schulwesen für Angehörige nationaler Minderheiten“ – bezieht sich in umfassender Weise auf die Rechte der Minderheiten im Bildungs- und Erziehungsbereich. So wird den Angehörigen der nationalen Minderheiten das Recht gewährt, auf allen Stufen und in allen Formen des Unterrichts in der Muttersprache zu lernen. Die Schüler, die in Ortschaften wohnen, in denen es nicht möglich ist, in ihrer Muttersprache zu studieren, dürfen eine andere Schule in einer benachbarten Ortschaft besuchen, in welcher in der jeweiligen Muttersprache unterrichtet wird. Der Staat übernimmt die Fahrtkosten oder sorgt für Essen und Unterkunft in einem Internat.

Das Bildungsministerium stellt den Lehrkräften Unterrichtsmaterialien und den Schülern Lehrbücher in den Sprachen der Minderheiten kostenlos zur Verfügung. Die Schüler haben das Recht auf Unterricht in Literatur und Sprache, Geschichte und Traditionen der Minderheiten, auch wenn sie keine Schule mit Unterricht in ihrer Muttersprache besuchen. Ab 2011 dürfen rumänische Geschichte und Erdkunde auch in den Sprachen der Minderheiten unterrichtet werden unter der Bedingung, dass die Benennungen auch in rumänischer Sprache unterrichtet werden. Zusätzlich enthalten alle Lehrbücher für Geschichte Informationen über die Geschichte und Traditionen der Minderheiten.

Die Schüler, die in den Sprachen der Minderheiten unterrichtet werden, dürfen alle Prüfungen in der jeweiligen Sprache ablegen. Die nationalen Minderheiten

werden auch in der Schulleitung und im Rahmen des Schulinspektorats oder des Bildungsministeriums vertreten. Die Lehrkräfte, die an Schulen oder in Abteilungen der Minderheiten unterrichten, müssen ihre sprachliche Kompetenz beweisen.

Im Rahmen des Hochschulwesens dürfen Fakultäten, Studienprogramme oder Abteilungen mit Unterricht in den Sprachen der Minderheiten eingerichtet werden. Die Universitäten mit multikulturellem und mehrsprachigem Profil müssen Abteilungen in den Minderheitensprachen haben. Folgende Universitäten entsprechen dem genannten Profil: die Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, die Medizinische und Pharmazeutische Universität Neumarkt am Mieresch/Târgu Mureş, die Universität der Theaterkunst Neumarkt am Mieresch und die „Politehnica“-Universität Temeswar/Timişoara.



Das Nikolaus-Lenau-Lyzeum in Temeswar/Timişoara

Foto: Elisabeth Packi

#### Deutschsprachige Schulen und Abteilungen in Temeswar

In Temeswar bestehen seit ein paar Jahrzehnten oder sogar Jahrhunderten mehrere Schulen mit Unterricht in den Sprachen der lokalen Minderheiten: Deutsch, Ungarisch und Serbisch. Viele dieser Schulen haben die assimilierenden Maßnahmen der faschistischen Periode überlebt und sind heute vielleicht die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen, die den Kindern der Minderheiten Zugang zu eigenkulturellen Werten ermöglichen und dadurch sowohl

die Muttersprache als auch die ethnische Identität bewahren. Die wichtigste Schuleinrichtung mit Unterricht in deutscher Sprache ist das Nikolaus-Lenau-Lyzeum. In Temeswar gibt es zusätzlich zwei deutschsprachige Abteilungen an zwei rumänischen Schulen: das William-Shakespeare-Lyzeum und das Banater Nationalkolleg.

### **Das Nikolaus-Lenau-Lyzeum**

Im Jahre 1870 wurde die *Oberrealschule* mit deutscher und ungarischer Unterrichtssprache gegründet. 1919 wurde Deutsch als einzige Unterrichtssprache eingeführt und die Schule wurde in *Deutsches Staatsgymnasium* umbenannt. Zwischen 1941 und 1944 wurden im Gebäude die deutsche Mädchenoberschule und die Lehrerinnenbildungsanstalt untergebracht. Den Namen des Dichters Nikolaus Lenau trägt die Schule seit 1942.

Gegenwärtig wird der Unterricht für die Klassen 1 bis 12 in deutscher Sprache abgehalten, ab der 9. Klasse gibt es außerdem eine *deutsche Spezialabteilung*, die zur deutschen Hochschulreife und zum rumänischen *Bakkalaureat* führt. In dieser Abteilung wird von deutschen Lehrkräften nach dem Lehrprogramm des Landes Baden-Württemberg unterrichtet. Da nach der Wende die Anzahl der Angehörigen der deutschen Minderheit sehr stark gesunken ist, entstammen die meisten Lenau-Schüler der nationalen Mehrheit.

### **Das William-Shakespeare-Lyzeum**

Die Lehranstalt wurde 1992 gegründet. Der Unterricht findet in allen Klassen zweisprachig statt (in rumänischer und in englischer Sprache). Zudem es gibt eine deutschsprachige Abteilung für die ersten acht Klassen.

### **Das Banater Nationalkolleg**

Im Jahre 1961 wurden im Rahmen der Mittelschule Nr. 7 eine deutsche und eine ungarische Abteilung errichtet. Schon vorher (1948) wurde die serbische Abteilung im Gebäude dieser Schule untergebracht. Sowohl die serbische als auch die ungarische Abteilung wurden später zu eigenständigen Schuleinrichtungen, die deutsche Abteilung besteht jedoch heute noch als Teil des Banater Nationalkollegs (*Colegiul Național Bănățean*).

### **Sonderstellung der deutschsprachigen Schuleinrichtungen**

Wie bereits erwähnt, werden die deutschsprachigen Abteilungen und das Nikolaus-Lenau-Lyzeum größtenteils von rumänischen Muttersprachlern besucht. Dafür gibt es zwei Gründe: Zum einen sind sehr viele Angehörige der deutschen Minderheit sowohl vor als auch nach der Wende in die Bundesrepublik Deutschland ausgesiedelt und demzufolge die Anzahl der deutschsprachigen Schüler sehr stark gesunken. Da sich die sinkende Anzahl von Muttersprachlern des Deutschen bedrohlich auf die Existenz der Schulen auswirkt, wird der Zulauf rumänisch- und ungarischsprachiger Schüler generell gutgeheißen. Zum anderen wurden nach der Wende sehr viele deutsche Unternehmen in Westrumänien eröffnet, die lokales deutschsprachiges

Personal brauchten. Darüber hinaus können seit mehreren Jahren alle Schüler der deutschsprachigen Abteilungen oder des Nikolaus-Lenau-Lyzeums eine Sprachprüfung ablegen. Die Schüler, die die Prüfung erfolgreich bestehen, erhalten das *Deutsche Sprachdiplom der Kultusministerkonferenz (DSD)* oder das *Österreichische Sprachdiplom (ÖSD)*, welches die sprachliche Voraussetzung für den Besuch einer deutschen Hochschule darstellen.

Da jedoch gegenwärtig ungefähr 90 Prozent der Schüler nicht der deutschen Minderheit angehören, ist auch „ein Rückgang in der sprachlichen Kompetenz zu verspüren“. Denn obwohl „das Erlernen einer Fremdsprache für die Mehrheit von wirtschaftlichem, kulturellem oder politischem Interesse ist“, kann und wird nicht immer eine ausgeglichene Zweisprachigkeit erreicht.

Nichtdeutschsprachige Schüler verwenden das Deutsche oft nur in der Schule; obwohl sie eine ausgeglichene Zweisprachigkeit anstreben sollten, reicht die sprachliche Sozialisation, die im mikrosozialen System der Schulklasse stattfindet, meistens dazu nicht aus. Sehr oft haben wir es mit einem Zustand der differenzierten Zweisprachigkeit zu tun, oder diese differenzierte Zweisprachigkeit tendiert bestenfalls in Richtung der ausgeglichenen Zweisprachigkeit und bleibt eigentlich bei einem Zustand der *gehobenen Fremdsprachlichkeit* stehen.

Da die ungarisch- und serbischsprachigen Schuleinrichtungen nur von Angehörigen dieser zwei Minderheiten besucht werden, ist im Rahmen dieser Bildungssysteme meistens eine ausgeglichene Zweisprachigkeit anzutreffen. Bei den Schülern, die über eine differenzierte Zweisprachigkeit verfügen, sind für gewöhnlich die sprachlichen Kompetenzen im Rumänischen nicht so weitreichend wie in der Erstsprache. Da sie jedoch täglich einen aktiven Kontakt zu der Mehrheitsprache pflegen, erreichen die meisten dieser Schüler am Ende der zwölf Schuljahre den angestrebten Zustand ausgeglichener Zweisprachigkeit.

Der Umgang mit Minderheiten spiegelt meistens sehr deutlich die interethnischen Beziehungen im Rahmen einer multikulturellen Gesellschaft wider. Und da im Banat ein Schulwesen der Minderheiten trotz der assimilierenden Maßnahmen bereits seit ungefähr 300 Jahren besteht, stellt dies einen sprechenden Beweis für *gelebte* Interkulturalität in dieser Region dar. Die assimilierenden Maßnahmen haben im Laufe der vielen Jahrzehnte zu Zweisprachigkeit und sehr oft sogar zu Mehrsprachigkeit geführt, was das sprachliche und kulturelle Bewusstsein der lokalen Gesellschaft zur Entfaltung gebracht hat. Gegenwärtig bestehen in Temeswar sehr viele Schulen und Abteilungen, in denen zweisprachig unterrichtet wird; das vorhandene kulturelle und sprachliche Bewusstsein fördert zudem das Erlernen weiterer Sprachen.

*Dr. Andreea Rodica Ruthner ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Departement für Kommunikation und Fremdsprachen der „Politehnica“-Universität Temeswar/Timișoara. Zuletzt erschien ihre Dissertation „Interkultureller DaF-Unterricht in Rumänien“ (Hamburg 2015).*

## Die Reise als Versuch, alles zu erfahren: das Leben, die Welt, sich selbst!

### Eine Exkursion nach Temeswar

VON TINA RINGELSTEIN UND SOPHIA BRUX

*Die Brandenburgische Technische Universität (BTU) Cottbus-Senftenberg veranstaltete im Rahmen einer Exkursion den Austausch rumänischer und deutscher Studierenden in Temeswar/Timișoara (Rumänien) in der Zeit vom 2. bis 6. Dezember 2015. Dabei handelte es sich um Studierende des Studiengangs Soziale Arbeit im 1. Semester. Auch wir haben damit im Wintersemester dieses Jahres begonnen. Da uns auch in sozialer Hinsicht das Land Rumänien interessiert und wir dort noch nicht waren, kam uns die Exkursion sehr gelegen.*

An der BTU Cottbus-Senftenberg gibt es die Möglichkeit, den Studiengang Soziale Arbeit auch als deutsch-rumänische Studienrichtung zu absolvieren. Dieses Angebot ist deutschlandweit einmalig und befindet sich derzeit im Aufbau. Doch bereits jetzt gibt es zwei Studentinnen, die hieran teilnehmen. Auch sie begleiteten uns auf der Exkursion. Ziel ist es, dass Studierende des Studiengangs in Zukunft einen deutsch-rumänischen Doppelabschluss der „Sozialen Arbeit“ erlangen, mit dem sie dann in beiden Ländern arbeiten können. Im Studium belegen sie ein Modul mit dem Schwerpunkt „Soziale Arbeit in Rumänien“ sowie Sprachkurse und verbringen ein Jahr im Ausland.

Unsere Exkursion begann mit dem Flug nach Budapest am 2. Dezember 2015, wo auf uns ein Busshuttle wartete. Dieser brachte uns in unsere Unterkunft nach Temeswar. Unser „Zuhause“ für die nächsten Tage war das katholische Kloster des Salvatorianer-Ordens. Wengleich wir es infolge eines Staus erst um Mitternacht erreichten, wurden wir sehr herzlich empfangen. Nach einem Imbiss hieß es Bettruhe, da es am nächsten Morgen früh losgehen sollte.

leckeren Mittagessen stärkten. Somit konnten wir voller Energie den nächsten Programmpunkt, den Besuch des Hauptbüros der lokalen Geschäftsstelle der „Federația Caritas a Diecezei Timișoara“, anstreben. Die Caritas ist der größte soziale Träger der Umgebung. Sie betreut Einrichtungen in beinahe allen Bereichen der sozialen Arbeit wie z. B. in der Obdachlosen-, Familien- oder Altenhilfe. Im Büro informierte uns Geschäftsführer Herbert Grün darüber, wie sich die Caritas finanziert, welche Schwerpunkte und Aufgabengebiete sie hat, aber auch über die Gesamtsituation der Hilfebedürftigen in Rumänien. Viele von uns verfügen über praktische Vorerfahrungen und wissen über die Situation in deutschen Sozialeinrichtungen Bescheid. Daher waren wir – vor allem als uns genaue Zahlen (über Höhe des Kindergeldes, Kosten eines Kinderheimplatzes, Lohn der Sozialarbeiter etc.) genannt wurden – umso entsetzter, wie wenig der rumänische Staat für seine Bürger und in das Sozialsystem investiert. Außerdem wurde uns berichtet, dass die Caritas ausschließlich von Privatpersonen, überwiegend aus Deutschland, und Spenden finanziert wird.



*Rumänische und deutsche Studierende im Hörsaal der West-Universität Temeswar/Timișoara. Foto: BTU Cottbus-Senftenberg*

Der erste Tag startete mit dem Besuch in der West-Universität in Temeswar. Dabei stellten wir uns den rumänischen Studentinnen und Studenten der „Sozialen Arbeit“ vor, die ebenfalls das erste Semester belegen. Wir berichteten über unsere Universität sowie die Stadt Cottbus und traten in einen ersten Austausch mit ihnen.

Anschließend besuchten wir die Gasthausbrauerei „Curtea Berarilor Timișoara“, in der wir uns mit einem

Am nächsten Tag besuchten wir das Deutsche Kulturzentrum Temeswar, das auch über eine eigene Bibliothek verfügt. Dort erfuhren wir mehr über kulturelle Veranstaltungen, Lehrgänge und Sprachkurse. Das Kulturzentrum widmet sich in erster Linie der Vermittlung der deutschen Sprache an rumänische Kinder und Jugendliche. Allerdings steigt auch das Interesse Erwachsener am Erlernen der deutschen Sprache, da zunehmend deutsche Firmen ihren Sitz nach Rumänien verlagern.

Am Nachmittag begannen wir dann ein anderthalbtägiges Austauschseminar. Dazu besuchten uns zehn rumänische Studierende im Kloster, wo wir gemeinsam die Seminarräume nutzen konnten. Mithilfe von verschiedenen Übungen zum Kennenlernen tauschten wir uns über unsere Erfahrungen in der sozialen Arbeit sowie über unsere Motive zur Wahl dieses Studiengangs aus.

Durch die übersichtliche Teilnehmerzahl war die Begegnung sehr familiär. Der Kontakt wurde auch dadurch sehr erleichtert, dass die Beteiligten auf beiden Seiten

über gute Englischkenntnisse verfügen. Sowohl die deutschen als auch die rumänischen Studierenden lernten viel über die kulturellen und sozialen Unterschiede des jeweils anderen Landes. Besonders schön war für uns, dass alle schnell in Kontakt traten, gegenseitiges Interesse zeigten und es somit ein durchweg gelungener Nachmittag wurde.



*Deutsche und rumänische Studierende lernen sich spielend kennen.  
Foto: BTU Cottbus-Senftenberg*

Abschließend aßen wir alle gemeinsam zu Abend und verabschiedeten uns. Der Morgen begann für alle sehr früh, denn wir wollten verschiedene soziale Einrichtungen in Temeswar besuchen. Dafür teilten wir uns in zwei Gruppen. Die erste Gruppe besuchte das Hospiz „Casa milostivirii divine“ sowie das „Casa Faenza“, eine Schule für autistische Kinder.

Die zweite Gruppe, zu der wir gehörten, besuchte zuerst das „Pater Jordan-Nachtasyl“ für obdachlose Menschen und danach das Kinderheim „Casa Mama și Copilul“ in Freidorf. Uns begleitete der rumänische Sozialarbeiter Vlad Alexandru, der selbst ehrenamtlich im Nachtasyl tätig ist. Dadurch erfuhren wir viel über die dort lebenden Menschen sowie über den Aufbau und Ablauf in dieser Unterkunft. Aufschlussreich für uns war, dass wir direkten Kontakt zu den Obdachlosen aufnehmen und mit ihnen ins Gespräch kommen konnten sowie uns die Unterkunft genauer ansehen durften. Auch die rumänischen Studierenden waren zum ersten Mal in dieser Art Einrichtung und gleichermaßen wie wir ergriffen angesichts der Lebensumstände. Wir erfuhren von unserem rumänischen Sozialarbeiter, dass die Leute zwar mit ihrer Situation nicht zufrieden sind, aber auch keine Motivation zeigen, ihre Lebensweise zu ändern. Als nächstes fuhren wir zu dem Kinderheim „Casa Mama și Copilul“, wo wir herzlich von der dort arbeitenden Fachkraft und einigen Kindern in Empfang genommen wurden. Wir setzten uns gemeinsam in das sogenannte Wohnzimmer, erhielten einen ersten Überblick und konnten Fragen stellen. Die Betreuerin sprach fließend Deutsch, übersetzte aber auch alles Gesagte ins Rumänische, wodurch alle Studierenden am Informationsaustausch teilnehmen konnten. Sie berichtete z. B. über den Tagesablauf, Finanzierungen, Arbeitszeiten, Mitarbeiter, interne Projekte mit den Kindern und verschiedene Interessen der Kinder. Auch die Kinder stellten sich uns vor, erzählten

von ihren Hobbys etc. Abschließend wurden wir durch das Kinderheim geführt und konnten uns einzelne Zimmer der Kinder ansehen. Dabei stellten wir mit Erstaunen fest, dass sich diese Einrichtung nicht sehr von deutschen Kinderheimen oder Wohngruppen unterscheidet.

Auf der Rückfahrt tauschten wir unsere verschiedenen Eindrücke mit den rumänischen Studierenden aus, bevor wir gemeinsam ins Kloster zurückkehrten und uns mit der ersten Gruppe zum Mittagessen trafen. Nach einer reichlichen Stärkung versammelten wir uns alle im Gruppenraum, um uns über die Besuche unserer zwei Gruppen in den sozialen Einrichtungen auszutauschen. Dafür wandten wir verschiedene Methoden an, teilten uns in gemischte Gruppen auf und trugen dann in kleinen Präsentationen unsere Ergebnisse zusammen. Dadurch entstanden ein reger Austausch und Kontakt zwischen den rumänischen und deutschen Studierenden.

Nach einer Auswertung der letzten Tage verabredeten sich alle für den letzten Abend auf dem Weihnachtsmarkt von Temeswar, um die verbleibende Zeit gemeinsam zu gestalten. Dabei durfte ein kleiner Umtrunk nicht fehlen. Anschließend gingen wir in eine Bar, um dort den Abend ausklingen zu lassen. Für uns war es besonders schön, da wir in netter Atmosphäre nochmal privaten Kontakt untereinander herstellen konnten und viele gemeinsame Gesprächsthemen fanden.

Zusammenfassend können wir sagen, dass wir sehr froh darüber sind, dass unsere Universität in Cottbus dieses Projekt anbietet und uns Studierenden die Möglichkeit gibt, Kontakt nach Rumänien aufzunehmen. Sowohl der Austausch mit den rumänischen Studierenden als auch das Kennenlernen der verschiedenen sozialen Einrichtungen war für uns sehr informativ, interessant und aufschlussreich. Durch die Exkursion nach Temeswar haben wir neue Erkenntnisse gewonnen und tolle Erfahrungen gesammelt. Auch weiterhin wollen wir den Kontakt nach Rumänien erhalten und ausbauen.



*Verabschiedung auf dem Weihnachtsmarkt in Temeswar/Timișoara.  
Foto: BTU Cottbus-Senftenberg*

*Tina Ringelstein und Sophia Brux studieren „Soziale Arbeit“ im zweiten Semester an der BTU Cottbus-Senftenberg. Seit der Exkursion beschäftigen sie sich als studentische Mitarbeiterinnen mit dem Aufbau des deutsch-rumänischen Studiengangs mit Doppelabschluss „Soziale Arbeit“.*

# Die Ölmetropole Ploiești und Bernhard Kellermanns Roman „Die Stadt Anatol“

## Porträt und Zerrbild

VON THOMAS SCHARES

Der wohl zentrale industrielle Gründungsmythos Rumäniens ist der Ölboom, von dem das junge Fürstentum wie von einem Rausch überrollt wurde. Nach der „Entdeckung“ der an sich bereits lange bekannten Ölfelder in der Region Ploiești-Câmpina, die auch vorindustriell in kleinem Umfang genutzt wurden, entwickelte sich rasch eine Erschließungs- und Verarbeitungsinfrastruktur.

Für die betroffene Region am Fuß des Karpatenkniees brachte dies große Veränderungen mit sich. Die Moderne, die mit all ihren Verwerfungen und lebenspraktischen Verkomplizierungen die Bevölkerung unvorbereitet traf, brach über die provinziellen Ortschaften, allen voran Ploiești, herein. Inwieweit tatsächlich der Ölboom die Gründerzeit Rumäniens mitbedingte und womöglich auslöste, ist bislang keiner tiefer gehenden Analyse unterzogen worden. In jedem Falle brachte der Ölboom massive Zuflüsse ausländischen Kapitals mit sich und befeuerte die verkehrstechnische Erschließung des Landes und den Ausbau von Konstanza/Constanța als Umschlagshafen.

Bereits in den 1850er Jahren entstand die erste Raffinerie bei Ploiești. 1857 wurde Rumänien in den Wirtschaftsstatistiken als das erste Land mit einer regulären Ölproduktion aufgeführt (250 Tonnen), im gleichen Jahr wurde in der Hauptstadt Bukarest die weltweit erste Straßenbeleuchtung durch mit Petroleum aus Ploiești betriebene Lampen installiert. Im Jahr 1900 wies sich Rumänien nach den USA und Russland durch die dritthöchste Fördermenge an Rohöl aus (250.000 Tonnen). Eine intensive Zuführung ausländischen Kapitals brachte die Mechanisierung der Förderung und die Bildung von Großunternehmen in der Ölindustrie ab den 1890er Jahren mit sich.

Aus dieser Konstellation heraus konstruiert in den Endjahren der Weimarer Republik ein deutscher Schriftsteller einen Erfolgsroman, der die durch die hastige Industrialisierung und Kapitalisierung der aufkommenden Ölindustrie in einem südosteuropäischen Staat entstehenden Verwerfungen in einer provinziellen Kleinstadt treffend nachzeichnet:

Der heute wenig bekannte Schriftsteller Bernhard Kellermann war in der zu Ende gehenden wilhelminischen Ära und in der Weimarer Republik einer der erfolgreichsten Romanautoren. Sein im Jahr 1913 erscheinender Roman „Der Tunnel“ gilt als der erste deutsche Bestseller des 20. Jahrhunderts und wurde insgesamt vier Mal verfilmt.

Ein Grund für seine geringe Bekanntheit in der Gegenwart dürfte sein, dass sich Kellermann, der das Dritte Reich in der inneren Emigration überstanden hatte, nach 1945 zum Verbleib in der sowjetischen Besatzungszone entschied. Dort gründete er zusammen mit Johannes R.

Becher den Kulturbund der DDR und wurde u. a. Volkskammerabgeordneter; im Westen wurde er boykottiert und weitgehend ignoriert. In der DDR hingegen wurde Kellermann als Vorzeigeautor eifrig verlegt und gedruckt, im Aufbau-Verlag erschien eine Werksausgabe; auch nach der Wende bemühte man sich dort weiter um Kellermanns Romane.

Mit Ausnahme vielleicht seines Erfolgsromans „Der Tunnel“ ist aber Kellermanns vielfältiges Werk inzwischen der Vergessenheit und Ignoranz anheimgefallen.

Dies gilt insbesondere für seinen 1932 erschienenen Roman „Die Stadt Anatol“. Wenn auch der Name des Romanschauplatzes, die titelgebende Stadt, auf Kleinasien und den osmanisch-türkischen Kulturraum verweist, so ist doch mit dieser von einem Ölräusch überschwemmten, vormodernen Kleinstadt zweifellos das Zentrum der rumänischen Ölindustrie, Ploiești, porträtiert worden. Allerdings bedient sich Kellermann einiger literarischer Verfremdungstechniken, statt ein realistisch-naturalistisches Abbild der rumänischen Gesellschaft und Topografie zu zeichnen.

Der Roman erzählt die Geschichte des Heimkehrers Jaques Gregor, der aus der großen Welt in seine Heimatstadt Anatol zurückkehrt, um seine Pläne zur Ausbeutung der von ihm vermuteten Erdölvorkommen im Auftrag ausländischer Investoren in die Tat umzusetzen. Die Personen des Romans, die Freunde und Widersacher, bilden ein breitgefächertes Panorama der Gesellschaft einer Provinzstadt. Die Stadtaristokratie ist hierbei, bis in die Benamung hinein, deutlich an Rumänien angelehnt. Der Jugendfreund Gregors ist der Baron Janko Stirbey; in die Tochter der Baronin Ypsilanti war er als junger Mann verliebt. Das erste Hotel am Platz heißt Trajan. Andere Nebenpersonen im Roman heißen Marmorosch, Joan, Maniu, Prinz Cusa, Take Popescu; daneben gibt es slawische und ungarische Namen: Koroscheck, Jaskulski, Farkas, Jellinek.



Bernhard Kellermann (geb. 1879 in Fürth, gest. 1951 in Klein Glienicke bei Potsdam) in den 1920er Jahren

Die Nachbarstadt mit Bahnanschluss heißt Kömbös, die für den Erdölumschlag wichtige Hafenstadt Stanza. Die Hauptstadt des Landes ist unmissverständlich Bukarest. Die Bezüge zur rumänischen Topografie sind evident, aber gleichzeitig verhüllt, Kellermann erschafft für seinen Kleinstadtroman ein fiktives Land, das Rumänien heißt, auch viel mit Rumänien zu tun hat, nicht aber ohne Weiteres mit dem realen, historischen Rumänien gleichzusetzen ist. Es ist ein „Fabelbalkan“, wie ihn auch beispielsweise Wolfgang Koeppen in „Die Mauer schwankt“ (1935) entwirft – übrigens ebenfalls ein Kleinstadtroman.

Die Verortung in einem fabulösen Rumänien erschöpft sich nicht im Bereich der Onomastik. Auch tiefergehende Bezüge werden greifbar. So erinnert etwa der alte Maniu, der als Außenseiter auf seinem Hof im Wald lebt, an den sagenhaften Ortsgründer von Ploiești, den Moș Ploaie.

Als schließlich Öl gefunden wird und die Industrialisierung die kleine Stadt „am Rande der Zivilisation“ in ihre Fänge nimmt, beschreibt Kellermann vor allem die gesellschaftlichen Folgen, das, was er selbst in einem

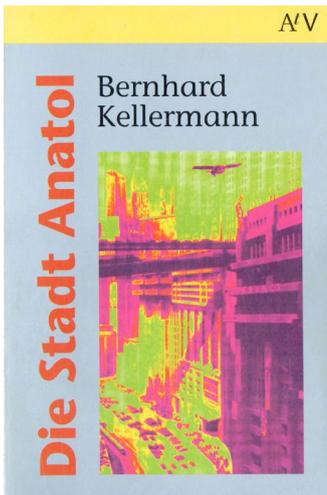
Kommentar als die Sprengung der sozialen Strukturen, die Verschiebung der sozialen Schichtungen, den moralischen und ethischen Verfall bezeichnet. Dieses Thema setzt er in der Schilderung des Schicksals einer ganzen Reihe von Figuren um. Ist die Stadt auf den Anfangsseiten noch von ruraler Beschaulichkeit geprägt – es laufen Kühe durch die Stadt –, so verwandelt sie sich mit rapider Geschwindigkeit in ein stinkendes Industrieviertel mit elenden Arbeitervierteln, dem Zuzug von Geschäftemachern und zwielichtigen Gestalten. Der ehemalige Kellner des Hotels Trajan eröffnet ein Bordell, während sich der Hotelbesitzer selbst durch einen pompösen Neubau in eine existenzzerstörende Pleite stürzt. Ausländisches Kapital beginnt mit dem alteingesessenen Großbürgertum um die Ölquellen zu wetteifern. Unter dem Einfluss der Entprovinzialisierung und Modernisierung werden in der Stadtgesellschaft zerstörerische Kräfte freigesetzt, die im Ergebnis das Ende der überkommenen sozialen Strukturen markieren. Das entstandene Vakuum wird gefüllt durch die alle Schichten durchziehende Gewinnsucht und den Willen, sich eine Scheibe abzuschneiden vom großen Kuchen, zu dessen Ende auch bedenkenlos amoralische Kräfte mobilisiert werden. Der Roman gewinnt durch diese gesellschaftskritische Aussage einen utopisch-dystopischen Gehalt; auch der Kommunismus erscheint in diesem Roman übrigens nicht als Lösung – der exemplarische Kommunist im Roman trägt

unsympathische Züge, sein Handeln hat in der Regel negative Auswirkungen.

Die Hauptfigur Jaques Gregor verlässt die Stadt auf dem Höhepunkt der die Stadtgesellschaft erschütternden Ereignisse und arbeitet fortan in anderen Teilen der Welt für die sich etablierenden Global Players der Ölindustrie. Am Ende erscheint er einsam und heimatlos, findet sich aber damit ab: „Mut verlangt dieses Leben, Mut!“

Bisher nicht geklärt ist die interessante Frage, woher der vielgereiste Kellermann seine umfassenden Kenntnisse über die Struktur der rumänischen Gesellschaft und ihre Entwicklung im Angesicht der durch den Ölboom ausgelösten Kapitalisierung westeuropäischen Musters bezog, die er im Roman verarbeitet hat. Belegt ist, dass er die rumänischen Ölfelder aus eigener Anschauung kannte.

Der Text reiht sich ein in eine Serie von Romanen Kellermanns, in denen er sich in Parallelweltgeschichten mit den Auswirkungen des technologischen Fortschritts beschäftigt. Sein größter Erfolg, der Roman „Der Tunnel“ aus dem Jahr 1913, hatte diese Reihe eröffnet, „Die Stadt Anatol“ beschließt sie. Der rumänische Ölboom und das Ergebnis davon, die Erdölregion Ploiești-Câmpina, die Kellermann als Augenzeuge kennen lernte, boten ihm eine willkommene Folie, um dieser übergreifenden Thematik ein Romansetting hinzuzufügen. Kellermann kommentiert selbst: „Solange die Bodenschätze der privaten Spekulation ausgeliefert sind, werden Menschen nicht anders handeln als die in Anatol.“



Taschenbuchausgabe des Romans „Die Stadt Anatol“ von Bernhard Kellermann, Aufbau-Verlag 1996



Filmplakat: „Stadt Anatol“, Deutschland 1936, Regie Victor Tourjansky

Die Verfilmung des Romans im Jahr 1936 mit Brigitte Horney, Gustav Fröhlich und Rose Stradner in den Hauptrollen war eine Erfolgsproduktion der UFA und markierte als letzter in zwei Parallelversionen in deutscher und französischer Fassung hergestellter Film das Ende einer langwährenden deutsch-französischen Zusammenarbeit. Für Spielleiter Viktor Tourjansky, einen bis dahin international tätigen Filmregisseur ukrainischer Herkunft, waren der Film und sein Erfolg der Anlass, bis zum Kriegsende exklusiv für die eng in die Propagandamaschinerie der Nazis eingebettete UFA Unterhaltungsfilme (u. a. „Orientexpress“, „Der Blaufuchs“) zu drehen.

Der Film „Stadt Anatol“ ist vor allem deshalb bemerkenswert, weil darin die rumänischen Bezüge und Eigenheiten, die Kellermann noch, zwar verfremdet, aber minutiös gezeichnet hatte, bis zum letzten Rest getilgt worden sind. Die Romanhandlung ist bis zur Unkenntlichkeit zum Melodrama aufgebrochen und findet ihren Höhepunkt in einem den Machthabern genehmen Aufbaumythos aus rauchenden Trümmern. Auch die zentrale Aussage in Bezug auf die kapitalistischen Verwerfungen, die im Zuge der Industrialisierung und Modernisierung eines quasi wirtschaftlich von Westeuropa aus kolonialisierten Landstrichs an der Peripherie Europas entstehen, wird unterdrückt.

Andererseits bieten der Film und seine Entstehung einige interessante Einblicke in das sich allmählich gleichschaltende Kulturleben des Dritten Reichs: Es gab eine Reihe von Versuchen, ein Drehbuch zu verfassen, bis schließlich eine Fassung von Peter Francke, einem Antisemiten, und Walter Supper (einer tragischen Figur der Filmgeschichte des Dritten Reichs: Supper war seit 1934 Chefdramaturg der UFA, weigerte sich aber, sich von seiner jüdischen Frau zu trennen, wurde vom Kulturbetrieb ausgeschlossen und beging 1943 zusammen mit seiner Frau Selbstmord) genehmigt wurde und die Grundlage der Verfilmung bildete. Eine abgelehnte Fassung wurde von Thea von Harbou („Metropolis“, „Das indische Grabmal“) eingereicht, nachdem bereits zuvor eine Version von Reinhard Steinbicker (ein 1935 unter nichtgeklärten Umständen verstorbener ehemaliger Regieassistent von Luis Trenker) und Gerhard Menzel (ein in Nazi-Deutschland erfolgreicher Drehbuchautor, der in der Nachkriegszeit seine Karriere fortsetzen konnte und u. a. für das Drehbuch von „Die Sünderin“ mit Hildegard Knef mitzeichnete) abgelehnt worden war.

Von Harbou verarbeitete Teile ihres abgelehnten Drehbuchs für den Film „Die unmögliche Frau“ (D 1936, auch: „Die Herrin von Campina“). Dieser Film, der auf einem Roman von Mia Fellmann basiert, spielt wieder-



Ölsonden bei Ploiești in den 1920er Jahren  
Quelle: Sammlung Thomas Schares

rum in Rumänien und ist auch teilweise dort gedreht worden. Auf diesem Umweg findet der von Kellermann intendierte Bezug auf rumänische Verhältnisse schließlich doch Eingang ins Medium des Films.

Letztlich wird das von Kellermann im Licht eines magischen Realismus entworfene Porträt von Ploiești und seinem Ölräusch in den Verfilmungen vollends zum Zerrbild. Die rumänischen Bezüge müssen dem damaligen Publikum trotz allem aber vor Augen gewesen sein – anders lässt sich einer der eine gewisse Bekanntheit erlangt habenden Aussprüche Adolf Hitlers bei einem seiner Tischgespräche nicht erklären, in dem er den Film zum Anlass nimmt, über den „rumänischen Bauern“ herzuführen, der unverdient zu Reichtum gelangt.

Es bleibt der Roman Kellermanns, der für den Rumänienkenner eine überraschend hellsichtige und unterhaltensame Analyse einer wichtigen Episode des – nicht bruchlosen – rumänischen Aufbruchs in die Moderne bietet.

*Dr. Thomas Schares war von 2008 bis 2013 Dozent für Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Bukarest in Rumänien. Er schreibt regelmäßig zu Themen mit Rumänienbezug. Zur weiteren Lektüre: Thomas Schares, Ploiești. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 2015; [omelexikon.uni-oldenburg.de/p32511](http://omelexikon.uni-oldenburg.de/p32511) (21.12.2015).*

### Mein Kollege, der NachkriegsKarlMay

VON RICHARD WAGNER

Ich habe, als ich vierzehn war, zwanzig Bände von Karl May gelesen, mit dem Gewinn, daß mein Interesse für andere Länder und andere Sitten geweckt wurde. Allerdings hatte zur selben Zeit und mit demselben Erfolg auf das Briefmarkensammeln gewirkt. Man muß also nicht unbedingt Karl May lesen, so die Erkenntnis des Dreißigjährigen, Briefmarken tun's auch.

Gegen Karl May, zu dem die DDR gerade ihr spätes Bekenntnis ablegt, habe ich auch heute nichts und normalerweise, d.h. wenn es mich nicht in den rumäniendeutschen Literaturbetrieb verschlagen hätte, wäre ich auch



*Anton Breitenhofer (geboren am 10. April 1912 in Reschitz/Reșița, Österreich-Ungarn, heute Rumänien; gestorben am 17. Dezember 1989 in Bukarest) war ein rumäniendeutscher kommunistischer Politiker, Journalist und Schriftsteller des Proletkultes; von 1954 bis 1976 war er der Chefredakteur der Bukarester deutschsprachigen Tageszeitung Neuer Weg. Quelle: www.dfb.ro*

nie auf den Zusammenhang zwischen dem fernwehsüchtigen Christen aus Sachsen und den Bildchen mit den gezackten Rändern gekommen, von denen einen ab und zu die Machthaber, abgestempelt, anstarren. Eine weitere Erkenntnis des Dreißigjährigen: Alles, was es normalerweise gibt, gibt es noch einmal, auf Rumäniendeutsch, als kleine Wiederholung, auf die Art wie Marx dies verstand, der in mehr Dingen recht hat, als manch einer meint. Mit diesem Wissen regen mich, den Insider, so manche der landläufigen Erscheinungen nicht auf. Eine Neuerscheinung hat mich aber doch in Erstaunen versetzt: der Gegenstand dieser Rezension. Denn als ich vor Jahren Adam Müller-Guttenbrunn's „Großen Schwabenzug“ las, dachte ich arglos, also wir haben ja auch unseren Karl May, deutschnational, aus Gründen der Zeitumstände, Old Shatterhand mit der antimagyarischen Büchse im Dienste der Erweckungsidee. Am Schlaf der Urgroßeltern, damals junge Leute, sollte gerüttelt werden. Gut. Der Initiator, ein Feuilletonist, der hier (in Guttenbrunn) geboren war und dort (in Wien) das Verfassen lernte. Auch

gut. Aber die Zeiten sind vorbei, und andere sind gekommen, solche, die Marx durch Stalin kennenlernten. Es kamen der Sieg in der Arbeiterstadt und nach zeitentsprechenden Vorstellungen auch die Notwendigkeit offenbar eines Old Shatterhand des Proletariats, diesmal ohne „Bärentöter“, aber dafür mit kindskopfgroßen Fäusten, ganz so wie die auserkorene Klasse der Theorie der abgesprungenen Bildungsbürger gemäß geschaffen war: Adam, das wird wohl keiner bestreiten, war ein Arbeiter, und Eva stand in Zeiten der Not natürlich ihren Mann.

Wollte man jede Zeit nur aufgrund ihrer Mythen beurteilen, man würde sich wundern, daß es bei solch paradiesischen Zügen nicht längst zum historischen Stillstand gekommen ist. Nebenbei: Auch die Kriege sind nur ein Mißverständnis. Zwei Mythen stoßen zusammen. Frage: Muß das gleich mit Waffengewalt geschehen? Aus dem Wort Waffengewalt läßt sich u. a. ableiten, daß es auch eine waffenlose Gewalt gibt. Literatur wäre so eine waffenlose Gewalt, die aber unmittelbar mit dem historischen Mißverständnis Krieg zu tun hat. Ich bin sogar geneigt zu behaupten, daß sich ein Großteil der Kriege direkt aus der jeweils zeitgenössischen Literatur, aus ihrer Verfassung, erklären läßt. Doch wir wollen nicht polemisieren und schon gar nicht mit dem Gang der Geschichte. Soviel noch, da es zu unseren weiteren Begründungen notwendig ist: Es gibt einen Vorkriegs-, einen Kriegs- und einen NachkriegsKarlMay. Wenn wir sie kurz beschreiben wollen, so läßt sich folgendes sagen. Der VorkriegsKarlMay ist grüblerisch und gleichzeitig aktiv, wo es die Gerechtigkeit fordert. Die Frage ist nur, was wer wo und wann unter Gerechtigkeit versteht. Der KriegsKarlMay ist rechthaberisch, er und seine Aktivitäten unterliegen der Befehlsgerechtigkeit. Sowohl der Vorkriegs- als auch der KriegsKarlMay sind hochgewachsen, kräftig, haben gute Manieren, sprechen ein schlechtes Deutsch und meistern die Situation. Beim KriegsKarlMay kommt noch hinzu, daß er unberechenbar und zu allem fähig ist. Der NachkriegsKarlMay zeichnet sich in erster Linie dadurch aus, daß er sich in allen Situationen zurechtfindet. In unserem Fall hat er auch ein ausgeprägtes Klassenbewußtsein. Dieses ausgeprägte Klassenbewußtsein ersetzt beim NachkriegsKarlMay mit Erfolg den christlichen Gerechtigkeitssinn des VorkriegsKarlMay. In der Regel wird der VorkriegsKarlMay – der KriegsKarlMay gilt als verabscheuenswertes Subjekt – vom NachkriegsKarlMay nüchtern eingeschätzt, und zwar in seinen historischen Grenzen. Er konnte schließlich nicht voraussehen, was der NachkriegsKarlMay weiß, aber er hatte auch seine positiven Seiten, und diese stellten ein Erbe dar, das der Klasse zu erhalten ist.

Anton Breitenhofer, Rentner, vorher Chefredakteur des Neuen Wegs und als solcher den Verführungskünsten der Muse Literatur, wie manch anderer Amtsinhaber, verfallen – denn Geschichte macht man durch Akten, aber Geschichte wird man in den eigenen Augen offensichtlich nur durch die *belles lettres*, den schöngeistigen Kompensator der entscheidungsgewaltigen Unterschrift –, war auf jener Nachkriegsschule, wo man schreiben lernte, indem man sich die von Shdanow positiv exzerpierten Seiten des Herrn Balzac anzueignen hatte und so jenen blauen Blick auf die Welt erwarb, der mit sozialistischem Realismus treffend benamst war und sich bei den Diplomierten in sagahaften Familienromanen, die vor allem durch ihre Seitenanzahl auffielen, konkretisierte. Diese Langweiler gehören normalerweise den fünfziger Jahren an und haben z. Z. dokumentarischen Wert, sie sind Geschichte geworden, mehr nicht. Aber, der Insider weiß es, in unserem kleinen Betrieb wirkt die bereits erwähnte Marx'sche Wiederholung, drittnapoleonisch kommt sie auf uns zu. Die Brandung schlägt wieder und wieder an unser zerklüftetes Ufer, und die Ebbe, jene Geduld, in die wir eintauchen könnten, um Schönheit zu erfahren, macht sich rar.

Die Brandung schlägt zu. Diesmal ist es das „Spiel mit dem Feuer“, und es ist, wenn ich nicht irre, Breitenhofers zehntes Buch. In einem Betrieb, in dem fast alles und fast alle vergänglich sind, feststellen zu müssen, daß einige der wenigen Konstanten gerade diese blauäugige Erscheinung ist nach allen oder trotz allen ästhetischen Öffnungen seit dem 9. Parteitag (1965), macht mich nicht mehr traurig, es erschreckt mich. Über das Buch selbst, ein umfangreiches, wirres, vom Verlag für unsere Verhältnisse aufwendig ediertes Werk, gibt es eigentlich gar nichts zu sagen. Es gehört nicht der Literatur an, wie Breitenhofer kein Schriftsteller ist, und seine Bedeutung, nicht sein Wert, besteht einzig und allein darin, daß es einen Fall dokumentiert, der über die Natur unserer Befindlichkeit Aufschluß gibt. Breitenhofer mit seinen vielen, bestimmt gut intentionierten Büchern über die Reschitzaer Verhältnisse und im besonderen über die dortige Arbeiterbewegung, eine der bestorganisierten in unserem Land – auch das letzte, der Gegenstand dieser Rezension handelt von der jüngeren Geschichte, den Ereignissen um den 23. August 44 in Rückblenden und von der heutigen Lebenssituation der Protagonisten –, ist im übrigen auch ein Beispiel dafür, wie leichtgläubige Leute durch konjunkturelle Umstände mit einem falschen Bewußtsein ausgestattet werden, wie sie sich in Opfer ihrer eigenen Entscheidungsgewalt verwandeln. Eine antifaschistische Haltung und die richtige Weltanschauung, das sind keine ausreichenden Kriterien zum Schreiben.

Der NachkriegsKarlMay ist ein schlecht Beratener, ein Verirrter, ein Geschlagener der Wiederholung. Man kann die Büchse nicht durch den Hammer ersetzen und den Hammer nicht durch die Feder. Der VorkriegsKarlMay war der federführende Old Shatterhand, der NachkriegsKarlMay – das ist der christianisierte Winnetou, der Wert darauf legt, in Mekka gewesen zu sein.

Darüber hinaus bleiben Fragen: Warum füllt die Amtsträger, viele von ihnen, ihre amtspezifische Arbeit nicht aus? Warum begeben sich die Mächtigen so gern in die Reservation der Machtlosen, in die Literatur? Sollte diese

Hobby-Machtlosigkeit etwa einen anhaltenden Zweifel am Amtswert aufwiegen? Und warum sehen sie nicht ein, unsere kleinen Mächtigen, daß auch diese Einmischung in die Literatur nichts als ein Amtsmissbrauch ist?

PS: Ich hätte über dieses Buch nicht geschrieben. Es ist ästhetisch unerheblich, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, die zahllosen Sprachschnitzer und Ungeheimheiten eines nicht literarisch Artikulationsfähigen aufzulisten, sein allgemeinplätziges Denken, die Peinlichkeit seiner Halbbildung zu dokumentieren und sein kompositorisches Unvermögen zu entlarven, mithin alles, was zwischen diesen beiden Buchdeckeln versammelt ist, in Frage zu stellen. Ich habe geschrieben, weil der Verfasser, und das ist auch typisch für den Fall, bei meiner Redaktion eine Rezension vom Wagner bestellt hat. Da ist sie.

*Vorliegende Besprechung wird hier erstmals veröffentlicht; an dem Text (einschließlich des Nachsatzes) von 1982 wurden keine Änderungen vorgenommen. 1982 war Richard Wagner Redakteur bei der Karpatenrundschau, Kronstadt/Braşov.*

*Richard Wagner, geboren 1952 im Banat, arbeitete in Rumänien als Journalist und Schriftsteller. Nach Arbeits- und Publikationsverbot verließ er 1987 sein Geburtsland und lebt seitdem als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschien von ihm „Herr Parkinson“ (München 2015).*



*Anton Breitenhofer: Spiel mit dem Feuer. Roman. Kriterion Verlag, Bukarest 1982*

### Grasgeruch als der Geruch der Freiheit

VON GERHARDT CSEJKA

Dem deutschen Leserpublikum die rumänische Dichterin Ana Blandiana erst einmal mit übersetzten Prosatexten vorzustellen, ist insofern keine abwegige Idee/Initiative, als die Prosa des vorliegenden Bandes im Grunde selbst höchst poetisch daherkommt. Und zwar in einer dermaßen ungezwungenen, naturhaften Eigenartigkeit, dass sich die Gattungsfrage dem staunenden Leser gar nicht stellt – es sei denn als Verwunderung darüber, wie effektiv die Autorin da sachlich-analytische Begrifflichkeit, fabulatorische Metaphorik und emotionale Expressivität in wahren „Prosa-Poems“ aufgehen lässt.

„Die vier Jahreszeiten“ enthalten zwar durchaus eine Menge kleinerer und größerer Geschichten, die aber alle illustrativ auf die existenzielle Konstellation der Autorin/Ich-Erzählerin bezogen sind, wie sie sich im Verlauf der dargestellten Jahreszeit jeweils entwickelt.

Dabei wird zu Beginn in der Regel ein wesentlicher Aspekt ihrer subjektiven Befindlichkeit umrissen, welcher sich nach und nach als zunehmend gewichtiges Kriterium der Positionierung im Verhältnis zur Realität erweist. Gleich im ersten, den Winter betreffenden Text erklärt sie zum Einstieg: „Mir fehlte schon immer das, was man gemeinhin als gutes Gedächtnis bezeichnet, die Fähigkeit, jede Einzelheit wahrzunehmen, zu registrieren, so dass man sich auch in zehn Jahren noch erinnern kann an einen banalen Satz, den ein Kollege bei Tisch zwischen dem ersten und zweiten Gang irgendeinmal gesagt hat. Ich bin bei einer Sache nie ganz dabei.“ Nachdem sie dies noch etwas detaillierter darlegt, zeigt sie dann ausgiebig die Alternative auf: „Trotzdem kann es geschehen – zugegeben äußerst selten –, dass die Welt sich mir in einer so einleuchtenden Weise offenbart, in Gesetzen, die so sehr meinem innersten Wesen entsprechen, dass ich sofort hellwach werde und zu höchster Konzentration fähig bin in einem Zustand höchster Erregung. In solchen Augenblicken nehme ich jede Geste wahr, jeden Ton, jede Nuance, einfach alles, ohne es je zu vergessen. ... Nur in diesem Zustand extremer Erregtheit existiere ich wirklich, so dass ich möglicherweise bisher nur 20 oder 30 Stunden tatsächlich gelebt habe. Den Rest der Zeit verbringe ich wie im Schlaf auf irgendeiner Anhöhe, von der aus ich hin und wieder durch die halbgeschlossenen Augenlider nur unzusammenhängende Ausschnitte erfasse.“

Damit ist die Hauptgestalt, deren Erlebnisse den Stoff der Geschichten in den „Vier Jahreszeiten“ bilden, natürlich noch nicht restlos charakterisiert. Wesentlich ist ihre fast religiöse Naturgläubigkeit, die sie selbst rational Unfassbares eher hinnehmen lässt als logisch wirkende, von ihr intuitiv jedoch als widernatürlich empfundene Gegebenheiten. Eine sehr konkret ausgelebte Form

dieses Glaubens sind ihre nur sehr vage als Suche nach Restbeständen von Feld (also richtig fruchtbarer Erde) bestimmten Irrläufe durch die zubetonierte Gegend, wo sie natürlich immer wieder auf überraschende, ja geradezu wundersame Dinge stößt, die sie dann mühsam rational aufzuschlüsseln versucht.

Der deutsche Leser von heute dürfte trotz der vorsorglich in den Band aufgenommenen Vermittlungshilfen gewisse Schwierigkeiten damit haben, die Bezüge zum politischen Tatsachenhintergrund der rumänischen 1970er Jahre herzustellen. Doch das ist im Einzelnen ja auch gar nicht nötig. Das Großartige an Blandianas Ansatz besteht eben darin, dass sie nicht wie manche ihrer Kollegen so viel wie nur möglich von den notorischen (und ergo ausdrücklich nicht zur Debatte stehenden) üblen Dingen der Ceaușescu-Zeit „zwischen die Zeilen“ zu packen versucht, sondern sehr präzise literarische Mittel findet, um die nackte alltägliche Atmosphäre des Zwangs, um die es geht, für den Leser nachvollziehbar zu machen, ohne spezielle Hinweise auf Rumänien als herausragenden Sonderfall.

Auch so ist es sicher kein gewöhnliches Erfolgserlebnis gewesen, 1977 noch einen gewissen Nachhall des tauwetterigen vergangenen Jahrzehnts zu suggerieren, indem man das Frühjahrskapitel als Gesprächsangebot an die Vogelscheuchen kennzeichnet. Es beginnt so: „Liebe Vogelscheuchen! Vielleicht seid ihr es nicht gewohnt, dass sich jemand direkt an euch wendet. In eurer Umgebung verbreitet sich immer ein mysteriöser Schein eines verlegenen und peinlichen, vor allem aber lächelnden Opportunismus, den ihr mit Sicherheit gut kennt. Dass ich euch wie Menschen anspreche, erklärt sich jedenfalls, was mich betrifft, durch meine fehlende Begabung, opportunistisch zu sein.“



**Ana Blandiana**  
**Die vier Jahreszeiten. Erzählungen.** Übersetzt von Maria Herlo und Katharina Kilzer.  
Edition Noack & Block, Berlin  
2015, 196 Seiten, 18,00 Euro.

## Ein Roman von Liliana Corobca mit realistisch-depressivem Vorzeichen

### *Home alone* in der Republik Moldau

VON HEIDE FLAGNER

Erstmals 2013 unter dem Titel „Kinderland“ in rumänischer Sprache im Bukarester Verlag Cartea Românească erschienen, dann 2015 in der Übersetzung Ernest Wichners bei Paul Szolnay in Wien, behandelt der Roman der 1975 in der sowjetischen Moldau geborenen Autorin ein durchaus aktuelles Thema in vielen osteuropäischen Ländern: das Leben der infolge der Arbeitsmigration ihrer Eltern auf sich selbst gestellten Kinder.

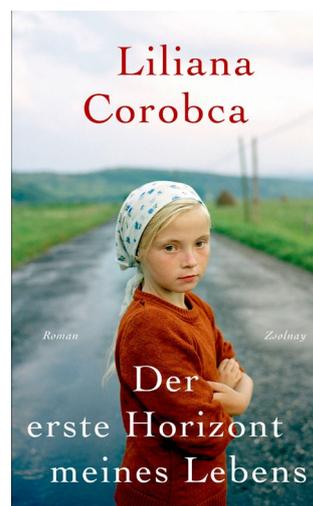
Die Mutter arbeitet als Haushaltshilfe in Italien, der Vater in einem toxischen sibirischen Bergwerk, und die 12-jährige Cristina muss zusehen, wie sie in ihrem verarmten Dorf in der Moldau zurechtkommt: Sie kümmert sich allein um den Haushalt und um die beiden kleineren Geschwister.

Es ist ein Roman über die Sehnsucht nach Eltern und nach einem heilen, intakten Familienleben. Cristinas Brüder waren noch sehr klein, als ihre Eltern von zu Hause fortgingen, so dass sie sich kaum noch an sie erinnern können. Wenn der Kleine Sehnsucht nach ihnen hat, führt Cristina ihn zu Gheorghită und lässt ihn zusehen, wie dessen besoffener Vater ihn prügelt. Die Kinder werden eingeteilt in solche mit Mutter und solche ohne Mutter, und ein Vater, der nicht da ist, weil er das „lange“ Geld machen will, ist besser als gar keiner.

Es geht in diesem Roman tatsächlich nur wenig um unbeschwerte Geschichten aus Kindheit und Schule oder um erste Begegnungen mit dem anderen Geschlecht, weil es die hier in diesem von allen Eltern verlassenen Dorf womöglich gar nicht gibt. Es sind stattdessen vielmehr einzelne Geschichten wie die von Grigoraș, der seinen Hund auf die grausamste Weise quält, nach dessen Tod aber von ihm heimgesucht wird, den Verstand verliert und sich selber wie ein Hund verhält, oder wie die von Costică, der seine Frau schlägt, danach aber selber von seiner zweiten Frau, der „Draehenfrau“, verprügelt wird.

Es ist ein Roman über eine verlorene Kindheit, aber auch das Panorama einer verrohten Welt, in der ein lebendiges Katzenjunges ins Feuer geworfen wird, Erwachsene den Kindern den Spielsand stehlen, in der Alkohol und häusliche Gewalt zum Alltag gehören. Das Dorf scheint wie aus einer anderen Zeit zu sein, isoliert und ohne jegliche Hilfe von außen, Sozialarbeiter werfen den Kindern Broschüren „über die Vorbereitung auf Migrationsprobleme“ über den Zaun. Häusliche Gewalt wird als Normalzustand aufgefasst und im Spiel der Kinder wieder aufgenommen. Die Szene, in der sich Marcel vor lauter Sehnsucht nach seinem Vater aus Resten von Kleidung einen Ersatzvater zusammensetzt, um sich danach von ihm schimpfen und schlagen zu lassen, ist eine der einprägsamsten.

Das Thema vom verlassenen frühreifen Kind, das sich aufopfernd um seine kleineren Geschwister kümmert, und das dazu noch in so einer brutalen Welt mag ja so manchen Leser berühren. Vermutlich sind Leser aus dem „Westen“ besonders unangenehm berührt von den unvorstellbaren Geschehnissen und den ausweglos erscheinenden Zuständen, die gleichwohl zu einem voyeuristisch-exotisierenden Blick verleiten. Unter großer Literatur lässt sich der Roman allerdings nicht einordnen. Liliana Corobca versucht, mit extrem realistischen Schilderungen Emotionen zu wecken, was dazu führt, dass eher unglaubliche Situationen beschrieben werden. So wirkt die 12-jährige Protagonistin doch zu frühreif, wenn sie über die nur verständlichen Gelüste der Männer oder über die Chemikalien im „westlichen Essen“ sinniert oder gern „etwas für Zwölfjährige Empfohlenes“ lesen würde. Für Poesie bleibt oder soll in diesem nüchternen Roman kein Platz bleiben. Und vielleicht ist das auch besser so. Denn die wenigen poetischen Versuche sind doch sehr transparent, wie die Geschichte um die Schwalbenfamilie, in der die Eltern ausfliegen müssen, um den Jungen Futter zu holen als *mise-en-abyme* der Geschichte oder die Erzählung von den drei blauen Nussbäumen am Horizont. Auch die intertextuelle Verlinkung des Vornamens Lucian des Cousins, der „zu Ehren eines großen Dichters“ so genannt wurde, und der Schwalbengeschichte mit Lucian Blaga und seinem Gedicht „Cuib de rândunică“ [Schwalbennest] hilft da nicht viel weiter. Schön sind allerdings die Metaphern über das Warten: „Das Warten ist wie ein kleines Tier, weder ein Haustier noch ein wildes Tier, mal brav und schläfrig, mal böse und entfesselt“. Leider gibt es zu wenige solcher Momente, und der Roman driftet, ohne viel Widerstand zu leisten, auf die melodramatische Schiene einer miserabilistischen Literatur ab.



**Liliana Corobca**  
**Der erste Horizont meines Lebens. Roman.** Übersetzt aus dem Rumänischen von Ernest Wichner. Zsolnay Verlag, Wien 2015, 192 Seiten, 18,90 Euro.

## Emma läuft

VON INGEBORG SZÖLLÖSI

„In dieser neuen freien Welt müsse es doch irgendetwas zu essen geben“, meint Emmas Großmutter im Bordbistro des Zuges. Großmutter, deren Vor- und Nachnamen wir nicht erfahren, wird sich, kurz nachdem sie diese Worte ausgesprochen hat, einen großen Wodka genehmigen und tanzen – sie hat auch jeden Grund dazu, schließlich ist es ihr gelungen, ihr 13-jähriges Enkelkind aufzufinden.

Emma, die nach dem tödlichen Unfall ihrer Eltern in ein Internat gebracht worden war, hat gerade ihr Hab und Gut in einen kaputten Koffer, zusammengehalten vom Riemen ihres Vaters, gestaut. Großmutter, die zunächst nicht „ihre“ ist, nimmt sie in eine fremde Stadt mit. Emma folgt der knochigen Alten – aber nicht gerne. Die beiden haben nichts gemeinsam: Emmas Erinnerungen sind nicht Großmutterns Erinnerungen. Emmas Mutter hat Großmutter vor Emmas Geburt im Streit verlassen und nie wieder besucht. Großmutter hat eine Haarspange ihrer Tochter aufbewahrt, die sie nun ihrer Enkelin schenkt. Die Spange zieren unzählige Glöckchen – und es scheint, als würden die Glöckchen, aber auch viele andere Gegenstände, die in Großmutterns Haus verstreut sind, die Vergangenheit immer wieder heraufbeschwören. Die meisten Gegenstände erinnern an Großvater, der kurz vor dem Eintreffen der Enkelin eines unnatürlichen Todes stirbt – ob er ermordet wurde oder Selbstmord begangen hat, bleibt wie vieles in diesem Roman offen. Ein grüner Kniestrumpf, ein glänzender Gürtel, eine Lesebrille, ein französisches Wörterbuch und vieles mehr dürfen nicht verräumt werden.

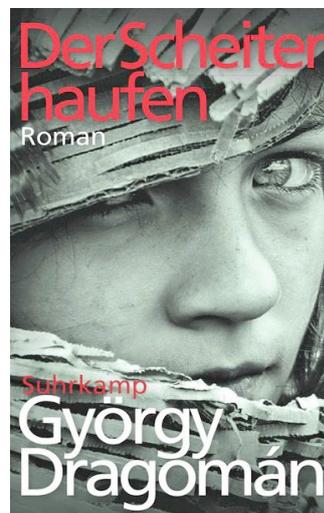
Im Garten darf Emma auf alle Bäume kriechen, nur von der Holzkammer soll sie sich fernhalten. Dass sie dieses Gebot nicht einhalten wird, ahnen wir gleich – und dass sie ertappt wird, auch. Großmutter hat den Übertritt geradezu provoziert: Sie will ihrer Enkelin die Geschichte ihrer jüdischen Freundin Bertuka, die sie einst in diesem Schuppen versteckt hatte, erzählen. Großmutter ist davon überzeugt: „An alles müsse man sich erinnern, denn es gebe nur das, woran wir uns erinnern, doch was wir vergessen, gebe es nicht mehr, es verschwinde aus der Vergangenheit, es verschwinde aus der Welt.“ Und das darf nicht sein: Sich zu erinnern wird für Emma und die Großmutter „das Wesentliche“ bleiben.

Während sich Emma an ihre neue Umgebung gewöhnt, erinnert sie sich an Episoden aus dem Alltagsleben ihrer Eltern; sie waren Dissidenten, die sich vorgenommen

hatten, das Land zu verlassen. Auf ein Holzbrett streut die Großmutter jeden Tag Mehl und zeichnet Figuren hinein – ein Ritual, das Emma übernimmt. Bald zeichnet auch sie die Gesichter ihrer Eltern ins Mehl. Auch sonst zeichnet sie viel wie ihr Künstlervater. Von ihrer sportlichen Mutter hat sie laufen gelernt – Emma wird Läuferin, nicht aus Ehrgeiz, eher aus Trotz. Sie trotzt der Existenz, die es ihr so schwer macht, jede Freude und Leidenschaft ab. Trotz all den vielen unverständlichen Dingen, die ihr zustoßen, verliert sie ihren Lebensmut nicht – sie läuft und rettet Leben in einer Zeit, von der es heißt „je mehr Tote, umso wahrer die Wahrheit“. Sie rettet nicht nur das Leben der Ameisen aus Großmutterns Garten, sondern Großmutter selbst.

Eine neue Zeit ist angebrochen – und dass es sich um die Umbruchszeit 1989/90 im östlichen Europa handelt, ist gleich zu Beginn des Romans klar, selbst wenn der Schriftsteller, der aus dem siebenbürgischen Neumarkt am Mieresch (rum. Târgu Mureș, ung. Marosvásárhely) stammende György Dragomán, durchgehend auf Nennung von Fakten und Zahlen verzichtet. Er erzählt seine Geschichte konsequent aus Emmas Perspektive. Als Leser erfahren wir genau das, was sie beobachtet, erfährt und erlebt.

Dass der Umbruch 1989/1990 nicht überall friedlich ablief, dass das Abhängen der Bilder vom „Genossen General“ sowie seine Ermordung zunächst nicht eine bessere Welt zur Folge hatten, weiß die 13-jährige Ich-Erzählerin erst am Ende des Romans – „ich sehe, was geschieht, und ich sehe, was geschehen wird, ich bin Emma“. Emma ist erwachsen geworden.



**György Dragomán**

**Der Scheiterhaufen. Roman.**

Aus dem Ungarischen von Lacy

Kornitzer. Suhrkamp

Verlag, Berlin 2015,

498 Seiten, 24,95 Euro.

### Exil als Lebensdrama

VON ANKE PFEIFER

Migration und Exil gehören seit jeher zur Menschheitsgeschichte, sind aber derzeit besonders gegenwärtig. Da kommen die Überlegungen von Norman Manea gerade recht.

Der zweisprachig aufgewachsene Schriftsteller aus der Bukowina, in Deutschland durch zahlreiche Übersetzungen seiner Werke bekannt und durch kritische Wortmeldungen zu historischen, politischen und kulturellen Problemen in Rumänien und in der Welt präsent, hat selbst mehrere Exile erfahren und diese als Traumata empfunden. So nimmt im vorliegenden Band die Reflexion seiner eigenen Exilerfahrung einen großen Raum ein. Schon als Kind erlebte er während des Zweiten Weltkriegs die Deportation seiner jüdischen Familie nach Transnistrien und hatte existentielle Erlebnisse, die er später literarisch verarbeitete. Im Rumänien Ceaușescus zog er sich ins innere Exil zurück. Im Alter von 50 Jahren emigrierte er in die USA und erlebte diesen Wechsel in eine völlig andere Welt erneut als einen großen Schock, als eine „Ausbürgerung aus der eigenen Biografie“ (S. 9). Allein der Umgang mit der anderen Sprache war für ihn eine große Hürde. In seiner schriftstellerischen Profession ist er jedoch bis heute beim Rumänischen geblieben. Die Sprache geriet für ihn als Schriftsteller zur Heimat, das Schreiben war und ist sein wahres Zuhause und gibt ihm stets Kraft zum Leben.

Das Exil wertet er aber nicht nur als Quelle anderer, wenn auch nicht selten überaus schmerzlicher, ja tragischer Erfahrungen, sondern ebenso als Chance des Perspektivwechsels, der Hinwendung zu Neuem. Unter diesen Aspekten reflektiert er in den neun, zwischen 1989 und 2015 bereits in verschiedenen Zeitschriften bzw. einem Sammelband veröffentlichten Essays auch über andere, teils ihm persönlich bekannte Emigranten, darunter Denker und Wortkünstler wie Emil Cioran, Paul Celan, Benjamin Fondane (Fundoianu), oder der Zeichner Saul Steinberg, mit denen ihn je verschiedene Bezugspunkte, wie die Herkunft, Lebensorte oder die jüdische Identität, verbinden. Manea spürt der aus dem jeweiligen Schicksal resultierenden Spezifik in deren Leben und künstlerischem Werk nach. Er nimmt die Entwicklung in Rumänien wie den derzeitigen Weltzustand insgesamt kritisch unter die Lupe, wo Ideologien von Religiosität abgelöst werden und Identität sowie Zugehörigkeit zur Diskussion stehen.

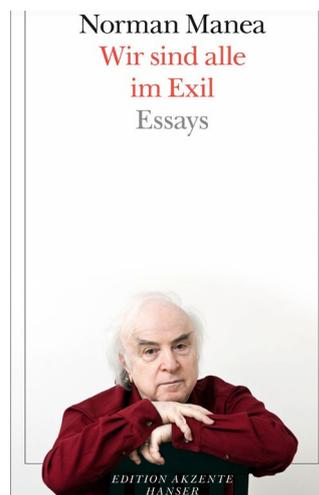
Neu ist der Text „Genossin Ana. Antisemitismus und Kommunismus“. Maneas differenzierte Darstellung der Ana Pauker, einer Jüdin mit kommunistischer Weltanschauung, beleuchtet das widersprüchliche Leben dieser rumänischen Nachkriegsministerin und ihre Verurteilung. Manea plädiert an diesem spannungsreichen Beispiel von

„Identität durch kollektive Zugehörigkeit“ (S. 199) für differenzierte Beurteilungen statt pauschaler Vorurteile.

Den direkten Bezug zu Gegenwart und Zukunft stellt er mit der für den Band verfassten Einleitung unter eben dem Titel „Wir sind alle im Exil“ her und formuliert seine Überlegungen zu Exil, Fremdsein und Identität, die angesichts derzeitiger Migrationen und Flüchtlingsbewegungen überaus aktuell sind.

Manea fasst das Exil aber viel weiter als das übliche Verständnis von der räumlich-geografischen Auswanderung aus der Heimat. Er sieht eine zunehmende Entfremdung um sich greifen in der globalisierten Gegenwart, die den Menschen unbehaust im Sinne von „nicht bei sich zu Hause“ macht. Schnelle Wandlungen führen dazu, dass sich die Menschen unsicher, fremd fühlen selbst in ihrer angestammten Umgebung. Auch die heute geförderte oder erzwungene Mobilität birgt seiner Auffassung nach die Gefahr der Verwirrung und Inkohärenz. Der „Widerspruch zwischen zentrifugaler Modernität und zentripetalem Bedürfnis nach Zugehörigkeit“ (S. 7) habe sich in der Gegenwart verschärft und führe eben auch zu religiösem Fanatismus mit terroristischem Charakter. Klarsichtig verweist er auf die Tatsache, dass es in der Menschheitsgeschichte wie bisher ebenso zukünftig Interessenkonflikte geben wird, die mehr oder weniger friedlich ausgetragen werden, wobei dem Schriftsteller die Aufgabe zukomme, „täglich wieder die Voraussetzungen des Suchens neu zu erfinden und damit seinen Schiffbruch ebenso wie den eines möglichen Lesers, wo auch immer dieser sich befinden mag, zu vermenschlichen“ (S. 142).

Es ist eine anspruchsvolle Lektüre, die dem Leser aus der historischen Darstellung neue Perspektiven eröffnet. Unbedingt erwähnt werden muss die hervorragende Arbeit der Übersetzer, die für gute Lesbarkeit der Texte sorgt.



**Norman Manea**  
*Wir sind alle im Exil. Essays.*  
Aus dem Rumänischen von Georg Aeschl, Roland Erb, Paul Schuster, Eva Ruth Wemme und Ernest Wichner. Hanser Verlag, München 2015, 224 Seiten, 19,90 Euro.

## Mit 17 Jahren aus dem rumänischen Banat in die Sowjetunion deportiert

### „Das Wort Zukunft war mir fremd geworden“

VON FRANZ HEINZ

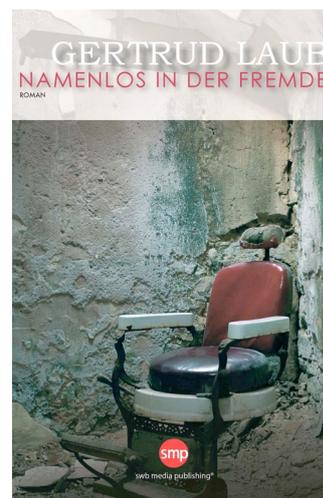
„Das glaubwürdigste Zeugnis der Geschichte ist der Roman.“ Diesen Leitsatz stellt Gertrud Laub ihrem Buch „Namenlos in der Fremde“ voran. Es gehört zu den neuesten Publikationen, die sich mit der Russlanddeportation von Deutschen aus Rumänien auseinandersetzen. Ein Ereignis aus dem Jahr 1945, das nun also bereits 70 Jahre zurückliegt, und noch immer als gesellschaftliches Trauma nachwirkt. Die Autorin widmet den Roman ihrem Vater und gestaltet damit auch ein Stück Familiengeschichte nach. Sie erhärtet so die Aussagekraft des Romans und hält fest, was unvergessen bleiben soll. Denn die Aushebung und fünf Jahre andauernde Verschleppung zur Zwangsarbeit ins Kohlerevier des Donbass ist nicht nur ein schmerzhafter Einschnitt in die individuelle Existenz – sie ist die Zerstörung einer vermeintlichen Geborgenheit im erworbenen Umfeld und zugleich ein Endpunkt von dreihundert Jahren deutscher Siedlungsgeschichte im Banat. Der Roman steht in einer beachtlichen Reihe von erzählerischen und wissenschaftlichen Werken zum selben Thema, was das Nachwirken der Deportationen in die damalige Sowjetunion und den Drang zu ihrer Aufarbeitung sichtbar werden lässt. Es ist auf unbegrenzte Zeit hinaus zu erwarten, dass dieses Thema weiterhin sowohl die Historiker wie auch die Literaten beschäftigen wird und seine Leser findet, zumal Vertreibungen weltweit noch immer geschehen und sogar zunehmen.

Gertrud Laub politisiert ihr Buch nicht. Ihre Widmung, wie auch die Ichform des Romans, grenzen es, wenngleich eingebettet ins kollektive Drama, erlebnisbezogen ein und steigern damit die emotionale Erreichbarkeit des Lesers. „Der zu Beginn 17-jährige Ich-Erzähler, von den Russen Fjodor genannt, erlebt vier entsetzliche Jahre der Fronarbeit voller Hunger und Not in den Kohlengruben und den Steinbrüchen der Ukraine“ – so fasst der Klappentext die Handlung zusammen und könnte, in seiner Knappheit, zur Annahme verleiten, der Leser werde bereits bekannte Fakten, nur etwas anders verlagert, erfahren. Dabei kann das Thema keineswegs als erschöpft gelten, und es wird gerade die Vielzahl persönlicher Einzelschicksale sein, die das Unfassbare begreifbar werden lässt. Immer wieder wird in diesem Zusammenhang auch die Schuldfrage gestellt, die Frage

nach Ursache und Wirkung. „Wenn ich jetzt kein Deutscher wäre, würde ich auf der anderen Seite des Schicksals stehen“, überlegt der 17-Jährige bei seinem gewaltsamen Abtransport aus der Heimat.

Schicksal – was ist das? Womit habe ich mich schuldig gemacht? Was ist gerecht? – Fragen, die man sich nicht nur, aber erst recht mit 17 stellt, und die allzu oft mit austauschbaren Antworten bedient werden. Auch die Wörter Freiheit und Zukunft sind zu hinterfragen. „Fjodor“ erlebt den Jubel bei der Entlassung aus Not, Demütigung und Qual eher verklemmt. „Das Wort Zukunft war mir fremd geworden. Meine Gedanken hingen an der Vergangenheit, an den lebensvernichtenden fünf Jahren in der ukrainischen Fremde, der ich jede Sekunde mit dem Einsatz meines Lebens entfliehen wollte.“ Er wird den Weg zu sich selbst wieder finden müssen. Er wird Fjodor wieder seinen Namen zurückgeben und ihn mit einem Lebensinhalt ausstatten. Irgendwie.

Der vom „Abschied“ bis zur „Heimkehr“ in 32 Abschnitte gegliederte Roman ist als Erlebnisbericht erzählerisch aufgearbeitet, wobei die Autorin es versteht, Spannungselemente zu gestalten und Handlungsstränge zu verfolgen. Als Ausgangspunkt für den Roman führt Gertrud Laub die Erzählungen ihres Vaters an, der im Januar 1945 17-jährig in die Sowjetunion deportiert worden ist.



**Gertrud Laub**  
*Namenlos in der Fremde.*  
*Roman. Südwestbuch Verlag, Stuttgart 2015, 240 Seiten, 12,80 Euro.*

„Guter Mond, wie kannst du so freundlich lächeln auf diese traurige Welt?“

## Verse und Bilder über das dunkle Los der Deportierten

VON EDITH OTTSCHOFSKI

Wie geht man mit einer furchtbaren Erfahrung um? Das Schicksal der Deportierten aus Rumänien und den anderen Ostblockstaaten jährte sich 2015 zum 70. Mal. Das war der Anlass, einen Zeitzeugenband herauszugeben, in dem von insgesamt 339 erhaltenen Gedichten, 113 Bildern und Zeichnungen, 132 Fotos, jeweils 70 veröffentlicht wurden. Auf Hochglanzpapier und gebunden, mit dem sepiafarbenen Foto einer einsamen Frau vor Lagerbauten auf einem improvisierten Friedhof ist nun das Sammelwerk „Lagerlyrik. Gedenkbuch – 70 Jahre seit der Deportation der Deutschen aus Südosteuropa in die Sowjetunion. Gedichte, Fotografien, Zeichnungen, Lieder, Verse, Reime, Sprüche“ erschienen. Mit den teilweise erstmals veröffentlichten Dokumenten sollen Leid und Überlebenswillen der Deportierten, so die Herausgeberin, den Nachgeborenen nahegebracht werden.

Im Januar 1945 wurden alle arbeitsfähigen Deutschen aus Rumänien und anderen Ländern des Ostblocks zum Wiederaufbau ins Donezbecken und in den Süden der Sowjetunion deportiert – auf Beschluss von Josef Stalin, so die Mitherausgeberin Renate Weber-Schlenther. Bestürzend sind vor allem die persönlichen Schicksale. Es sind Menschen, die aus ihrem heimatlichen Umfeld herausgerissen wurden und in der Fremde einem erbarmungslosen Schicksal, Hunger und Not ausgesetzt waren. Dies kommt in zum Teil naiven Versen und in schlichten Zeichnungen zum Ausdruck. Sie stammen von Menschen, die nach Worten suchen im Grauen, das sie erleben, und nach einer Ausdrucksmöglichkeit des Schmerzes. So fragt sich Marianne Hann, ob der gute Mond noch tatenlos zusehen und lächeln könne ob des Leids und Maria Acker trauert um ihr zurückgelassenes Kind: „Mein Kindchen blieb allein zu Haus / ich musste verlassen mein Elternhaus / ich zog davon ließ sie zurück / ach wohin zieht nun mein Mutterglück?“ (88)

Nach einem Vorwort folgen die Werke chronologisch, einzeln werden die Jahre 1945 bis 1949 aufgeführt und der Zeitraum von 1950 bis 2015 wird zusammengefasst. Die schön reproduzierten Bilder und Zeichnungen sowie die Fotos bringen dem Leser das Deportationsschicksal noch näher als die Verse allein. Es sind bewegende Fotos, berührende Bilder, etwa die von Juliane Rausch oder von Eva Seltmann, die bereits in einem eigenen Band veröffentlicht wurden, oder solche von bekannten Künstlern wie Ilse Hehn, Peter Jacobi, Stefan Jäger, Franz Ferch u. a.

Zu Weihnachten war die Situation meist besonders schlimm für die Deportierten. So beginnt der Band mit einem Weihnachtsgedicht von Anna Resch aus dem Jahr 1944: „Und man brachte uns nach Rußland / In ein ödes,

fremdes Land, / Hier in eine Kohlengrube, / Das war uns allen unbekannt.“ (9) Schon da war die Hoffnung nicht sehr groß, jemals zurückzukehren. (Als Entstehungsjahr dieses Gedichts wird „1944“ genannt, was die Frage aufwirft, ob es bereits 1944 Deportationen gab und nicht erst im Januar 1945? Hier wäre eine Fußnote angebracht gewesen.) „Wo zerriss’ne Kleider flattern in dem Wind, / Wo die Fensterscheiben zugemauert sind, / Wo es heißt um viere in die Kält’ hinaus, / Da ist unsre Heimat, bis der Krieg ist aus.“ (S. 38) So beschreibt Habenicht Gottfried etwas zynisch das Lager in Krivoj Rog. Und Robert Reiter alias Franz Liebhard klagt über sein dunkles Los „Ein dunkles Los, / Ich trag es kaum, / Und sink ins Moos, / Da welkt ein Baum.“ (46) Über den schlimmen Hunger schreibt ein/e unbekannte/r Verfasser/in: „Ahnt kein Mensch, wie der Hunger tut, / der nicht selbst ihn gefühlt als Schwäche im Blut“ (63).

Die Gedichte sind verständlicherweise von sehr unterschiedlicher Qualität. Man liest eher kindliche, rührende Reime: „Früh wirst du geweckt von deinem Lager / und verspeist ’ne Suppe mager“ (85); einfache Verse: „Das Leben geht weiter und fraget nicht, / wenn auch das Herz vor Kummer bricht“ (Welther, 12); oder ungewollt-komische Zeilen: „Doch kann uns das alles nicht erschüttern, / wir lassen uns vom Leben nicht verbittern“ (Oberth, 18). Wie war Lachen überhaupt möglich in dieser Zeit?

Und es gibt wunderschöne traurige Verse: „Spät die Stunde, müd die Lieder / von des Tages Werk und Tat. / Draußen faucht der Wind nun wieder. / Rauhref blüht im Stacheldraht“ (Fuchs, 140). Neben einzelnen bewegenden und verstreut aufblitzenden Gedichten von Autoren wie Heinrich Zillich, Horst Samson, Johann Lippet, Franz Liebhard, Erwin Wittstock und Oskar Pastior handelt es sich bei den Verfassern überwiegend um Laien, die schreiben, um zu überleben. Man hätte vielleicht sämtliche Lagergedichte Pastiors veröffentlichen können, man hätte eventuell die Gedichte anders anordnen, die Orthografie vereinheitlichen, die Mundartgedichte übertragen können. Doch das sind nur kleine Kritikpunkte im Vergleich zur mühsamen und besonders wertvollen Sammelarbeit, die zu diesem editorisch sehr gelungenen Buch geführt hat.

**Günter Czernetzky, Renate Weber-Schlenther, Luzian Geier, Hans-Werner Schuster, Erwin-Josef Tıgla (Hg.)**

*Lagerlyrik. Gedenkbuch – 70 Jahre seit der Deportation der Deutschen aus Südosteuropa in die Sowjetunion. Gedichte, Fotografien, Zeichnungen, Lieder, Verse, Reime, Sprüche. Schiller Verlag, Hermannstadt, Bonn 2015, 240 Seiten, 19,90 Euro (mit CD 24,90 Euro).*

## **Kleine und große Fernen in Vers und Bild**

VON MARIA IROD

Wie von der banatschwäbischen Autorin mit ihrer künstlerischen Doppelidentität nicht anders zu erwarten, vereint auch Ilse Hehns jüngster Gedichtband lyrische Texte und Bilder, die einander ergänzen. Das literarisch-bildnerische Kunstwerk lässt sich als Reisebuch lesen, in dem visuelle Eindrücke, verstreute biografische Episoden, persönliche Reflexionen und Verweise auf mehr oder weniger aktuelle politische Ereignisse poetisch verdichtet und miteinander netzartig verbunden zusammengefügt werden.

Der Band gliedert sich in drei Teile, die den Fokus jeweils auf andere von der Dichterin bereiste Regionen richten. In „Heimat, die Zunge“ nimmt das Ich einen Besuch in Temeswar/Timișoara im Jahr 2010 zum Anlass, um seine Eindrücke vom gegenwärtigen Rumänien in lyrischen, auf das feinste gearbeiteten Miniaturen festzuhalten. Hinter dem schönen Schein werden die Risse der Vergangenheit, die Ratlosigkeit und die Enttäuschung angesichts der nicht eingelösten Erwartungen der 1989 von der kommunistischen Diktatur befreiten Rumänen sichtbar.

„Zieh Leine, Poesie“ lautet die Überschrift des zweiten Teils, der vor allem Gedichte enthält, die die Spannungen zwischen Ost und West am Beispiel Ägyptens und seiner jüngsten Geschichte zur Sprache bringen. Gleich zwei heikle Themen geht Ilse Hehn hier an. Zum einen die Unfähigkeit des „Westens“, die politischen Verhältnisse in anderen Kulturräumen restlos zu begreifen: „Der Westen schaut zu sagt Frühling ist ein / Frühling ist ein Frühling.“ Der Verweis auf Gertrude Steins berühmten Vers hebt das Spielerisch-Ästhetisierende der „westlichen“ Haltung hervor. Zum anderen die europäische Ambivalenz gegenüber der Flüchtlingsfrage, die die Lyrikerin zu drastischen Worten greifen lässt: „... wenn von Schwarzhäutigen geredet wird / die unsere Häfen verdrecken / von Romas die unsere Sonnenuntergänge / besudeln dies bunte Volk das die Leute / überall haben wollen nur nicht vor / der eigenen Haustür.“

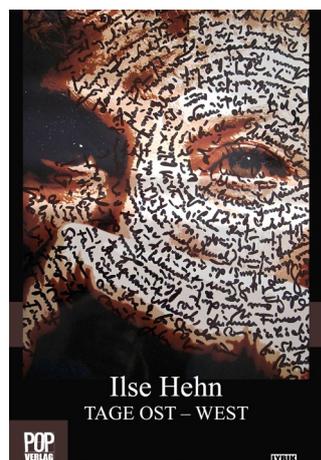
Der „Kleine Fernen“ überschriebene letzte Teil fasst in ungewohnten, mitunter grellen Bildern Eindrücke und Erlebnisse der Autorin an verschiedenen Orten in Westeuropa – von Florenz und Rom bis hin zu Norwegen und Lappland – zusammen, die gelegentlich zu einer Meditation über das Touristendasein werden: „Längst hat die Stadt uns vergessen; / undeutlicher Rest wir, grauer Belag, / flache kleine Wellen über staubigem Stein, Touristen.“

Stilistisch fallen viele Gedichte durch moderne Verfahren der Verfremdung und, mit wenigen Ausnahmen, auch der Verknappung der Sprache auf, was sich in der

sparsamen Interpunktion, in der reduziert-verrenkten Syntax und dem eigenwilligen Gebrauch von Determinanten niederschlägt. Diese stilistische Askese erreicht ihren Höhepunkt in zwei Texten, die sich genau inmitten des Buches befinden und durch entsprechende Collagen illustriert werden. „Das Eigenleben der Wörter“ bietet nur eine Aneinanderreihung von Komposita, deren getrennte Schreibweise ihren latenten Sinn freilegt. „Das Eigenleben der Zahlen“ besteht aus zusammengewürfelten Aktennummern und Daten, die an die Verfolgung der Autorin durch die Securitate erinnern.

Der Intertextualität – sei es explizit in Form von Motti oder als Anspielungen bzw. als verkappte Zitate – kommt im vorliegenden Band eine besondere Rolle zu. Sie stellt mehrfache Bezüge zwischen den einzelnen Gedichten her, die erst bei einer aufmerksamen Lektüre aufgehen. So entsteht etwa zwischen den letzten zwei Wörtern des ersten Gedichts – „Spätnachmittag / April“ – und dem Motto des nächsten lyrischen Textes eine Verbindung, die alle anderen Gedichte im ersten Teil in einem neuen Licht erscheinen lässt. Zitiert werden Verse aus T. S. Eliots „Das öde Land“, die in einem Zusammenhang vorkommen, wo April als „der grausamste Monat“ bezeichnet wird. In Hehns Gedichten findet die Rückkehr in die Heimat bezeichnenderweise im Frühling statt, einer Jahreszeit, die ebenso wie bei Eliot in der Ambivalenz schwebt und nicht nur Hoffnung, sondern auch Grausamkeit und Täuschung in sich birgt.

Im Zeichen der produktiven Verschränkung verschiedener Bedeutungsschichten stehen auch die Collagen und Fotomontagen der Autorin, die als Überlagerung von Bild und Schrift entstehen und meistens genauso wie die Gedichte weit auseinander liegendes Material zusammenfügen, um unverbrauchte Reiseimpressionen und kühne Einfälle spielerisch zu gestalten.



**Ilse Hehn**  
*Tage Ost–West. Gedichte und  
Überschreibungen.*

Pop Verlag, Ludwigsburg 2015,  
105 Seiten, 17,80 Euro.

### Kultur als Familiengeschichte

VON MARKUS WINKLER

Wer war Edith Silbermann, geborene Horowitz? Schauspielerin, Übersetzerin, Publizistin, Rezitatorin, erste Jugendliebe des Lyrikers Paul Antschel (Celan). Und sie teilt das Schicksal vieler kurz nach dem Ersten Weltkrieg im ehemaligen habsburgischen Kronland Bukowina Geborenen. Die Zeitenwende 1918 veränderte nicht nur die politische Landkarte in diesem Raum – die Bukowina und ihr kulturelles Zentrum Czernowitz (rum. Cernăuți, ukr. Černivci) gehörten anschließend bis 1940 zu Rumänien –, sondern sie modellierte ein soziales Milieu, das sich unter dem Eindruck der Rumänisierung Nischen in Bildung und Kultur suchte. Somit erscheint diese Familiengeschichte als ein fast idealtypisches Abbild einer Entwicklung, die den Mythos Bukowina mitsamt seiner deutsch-jüdischen Kultursymbiose mitbegründen half. Im Haus der Familie Horowitz, in der das Geld knapp sein konnte, bestanden dafür beste Voraussetzungen. Der Vater Karl Horowitz war Germanist und besaß eine der größten Privatbibliotheken, die der junge Paul Celan häufig aufsuchte. 1962 schreibt Celan dem Vater einen Dankesbrief aus Paris für die damals in der Bibliothek empfangenen geistigen Anregungen.

Der Band ist dreigeteilt: eine Autobiografie, die mit dem unvollendeten Kapitel „Bukarest 1945–1948“ schließt, eine von ihrer Nichte, der Literaturwissenschaftlerin Amy-Diana Colin, verfasste Darstellung ihrer Rezitationskunst sowie eine Bildersammlung, die Erinnerungsfotos, Familiendokumente und historische sowie aktuelle Fotos Czernowitzer Straßen und Häuser umfasst. Hervorzuheben ist auch das kommentierte Personenverzeichnis zu über 30 Literaten, Künstlern und Familienangehörigen, wobei die Grenzen fließend sind (Silbermann und Celan waren miteinander entfernt verwandt). Das kulturelle Netz war engmaschig, man besuchte dieselben Schulen und Kulturveranstaltungen, traf sich zum literarischen Austausch. Viele alltägliche Beschreibungen Silbermanns sind ein *Who is Who* politischer und kultureller Akteure in der Zwischenkriegszeit bzw. jener kreativen Kräfte, die nach dem Krieg reüssieren sollten (Kittner, Celan, Manger, Weißglas u.a.).

Neben familiären Aspekten und der Schulzeit liegen die Schwerpunkte ihres Rückblicks auf zweierlei: auf Freundschaften bzw. der Liebe und auf der Zeit und den traumatischen Erfahrungen, die in Retrospektiven auf diesen Ort stets mitgedacht werden und die nicht nur das Ende einer Kulturepoche bedeuteten, sondern für die meisten – als Folge der deutschen und rumänischen Besetzung ab 1941 – auch Entbehrung, Deportation und Zwangsarbeit, für viele den Tod. Die Familie

Horowitz kam bei Verwandten im Czernowitzer Ghetto unter und konnte anschließend mit einer Ausnahmege-nehmigung in der Stadt bleiben. Der Rückblick zeigt sogar eine euphorische Färbung. Dass sie die Kriegsjahre von Mitte 1942 bis Ende März 1944 (dann begann das sogenannte zweite Russenjahr) als die „glücklichsten meines Lebens“ bezeichnet, mag „Außenstehenden un-begreiflich erscheinen“ (S. 170), doch ihre erste Liebes-beziehung fällt genau in diese Zeit, in der zwei Drittel der jüdischen Bevölkerung in die Lager Transnistriens deportiert werden.

Edith Silbermann konnte ihre Begabungen in Litera-tur, Musik und Theater ausleben. Sie hatte nach der Ma-tura 1940 zwei Semester Germanistik und Anglistik in Czernowitz studiert – ehe die Besetzung und der Krieg eine Fortsetzung unmöglich machten – und das Studium 1948 in Bukarest abgeschlossen. In Czernowitz begann sie am Konservatorium ein Klavierstudium, in Bukarest wird sie für ein neues jiddisches Theater entdeckt. Ihr schauspielerisches Talent wird in der rumänischen Pres-se gelobt. Sie, die zu einer stimmlichen Verwandlungs-künstlerin jiddischer Volks- und Kunstlieder und zur Re-zitatorin von Gedichten Celans und Rose Ausländers avanciert, kann zu jenen Kreisen gezählt werden, die sich nicht nur rezeptiv mit der zeitgenössischen Kunst und Li-teratur auseinandersetzten, sondern gestalterisch wirk-ten. Die Pressestimmen zu ihren Auftritten in Deutsch-land, Österreich, Frankreich, Niederlande und USA seit den 1960er Jahren – Silbermann war mit ihrem Ehemann 1963 aus Rumänien zuerst nach Wien, dann nach Düssel-dorf ausgewandert – legen davon in diesem lesenswerten Band Zeugnis ab. Die Veröffentlichung erlebte sie nicht mehr. Sie starb 2008 im 87. Lebensjahr.



**Edith Silbermann**  
*Czernowitz – Stadt der Dichter. Geschichte einer jüdischen Familie aus der Bukowina (1900–1948).* Herausgegeben, dokumentiert und kommentiert von Amy-Diana Colin. Wilhelm Fink Verlag, Paderborn 2015, 401 Seiten, 49,90 Euro. Mit CD-Beilage (2 CDs).

### Interkulturelle Studien

VON EDITH KONRADT

Interkulturalität ist ein weites Feld, geht man wie die beiden deutschen Fachgelehrten Thomas Ernst und Dieter Heimböckel davon aus, „dass Differenzen zwischen Kulturen – und die daraus resultierenden Effekte – seit jeher der Normalfall sind“. Zum Gegenstand einer systematischen Erforschung avancierten kulturelle Wechselwirkungen jedoch erst angesichts ihrer zunehmenden Relevanz in der globalisierten und vernetzten Welt. „Grundlegend ist dabei, Interkulturalität nicht statisch, sondern als fortwährenden Prozess zu begreifen und sie einer beständigen Neuauslegung zu unterziehen. Denn gerade ihre gegenwärtige, unter dem Vorzeichen von Globalisierung, Postkolonialismus und Migration stehende Präsenz im öffentlichen Diskurs dokumentiert, dass das innovative und utopische Potenzial von Interkulturalität noch längst nicht ausgeschöpft ist“, lautete 2012 die Zwischenbilanz von Ernst und Heimböckel.

Allerdings hat die östliche Hälfte Europas der westlichen eine entscheidende geschichtliche Erfahrung voraus, nämlich das Langzeit-Experiment eines immer wieder neu und immer wieder anders zu bewältigenden wie zu gestaltenden multiethnischen Zusammenlebens – auch wenn es im Laufe der Jahrhunderte je nach politischer Konstellation mal besser und mal schlechter funktioniert haben mag. Sprachlich wie literarisch aber hat die kulturelle Vielfalt Ost- und Südosteuropas durchaus bemerkenswerte Phänomene gezeitigt, die im speziellen Kontext deutsch-rumänischer Interferenzen etwa im *Euvre* von Paul Celan oder Herta Müller zutage treten.

Doch es sind nicht nur diese beiden herausragenden Sprachkünstler, mit denen sich die Studien des Bandes „Wechselwirkungen im deutsch-rumänischen Kulturfeld“ auseinandersetzen. Denn für seine Herausgeberinnen Ellen Tichy, Maria Sass und Sunhild Galter, die alle drei an der Lucian-Bloga-Universität in Hermannstadt/Sibiu lehren, lag es nahe, die große Bandbreite des sowohl historisch wie auch aktuell auszulotenden Sujets vor Augen zu führen und gleichzeitig eine umfassendere Beschäftigung mit diesem Aufgabenbereich in die Wege zu leiten.

Im Zentrum der Publikation steht der Themenkomplex „Interkulturelle und imagologische Sichtweisen in Sprache und Literatur“, den diverse Aspekte der Translation flankieren: Einleitend handelt es sich um „Übersetzer als Vermittler von Literatur“, abschließend um Kostproben „Aus der Übersetzerwerkstatt der Hermannstädter Germanistik“. Als beispielhaft seien folgende Beiträge zu literarischen Fragen herausgegriffen: Horst Schullers groß angelegte Studie „Lern ich’s lieben, lehr ich’s lieben“, die Paul Celans

schwieriges Verhältnis zum Land seiner Herkunft sowie den Stellenwert seiner Übersetzungen aus der rumänischen Literatur untersucht, wobei neben dem minutiös erfassten und kritisch erörterten Forschungsstand auch ein Exkurs über Tudor Arghezi in deutschen Übersetzungen hervorzuheben ist; Stefan Sienerths „Neue Erkenntnisse zur Biografie und zum Werk von Harald Krasser“ aufgrund der Materialien, die der rumänische Geheimdienst über einen der bedeutendsten siebenbürgisch-deutschen Kulturwissenschaftler des 20. Jahrhunderts und dessen literarische Vermittlungstätigkeit gehortet hat; Nora Căpățânăs detailliert exemplifizierte „Aspekte der Übertragung von Eugen Rugets Roman ‚In Zeiten des abnehmenden Lichts‘ ins Rumänische“, die von Realien bis zu Sprachspielen reichen und eine Herausforderung, ja ein „Abenteuer“ bedeutet haben; Joachim Wittstocks Ausführungen über „Südöstliche Lebenswelten in Andreas Birkners Sicht und Gestaltung“, die auch bisher unveröffentlichte nachgelassene Briefe auswerten; Maria Sass’ Beitrag „Interkulturalität und geistige Integration“, der sich dem deutsch-rumänischen Kulturaustausch in der Essayistik von Joachim Wittstock widmet; Maria Trappens Studie „Schweizer Dramatik für das rumänische Theaterpublikum“, die der institutionell geförderten Kulturvermittlung im 21. Jahrhundert gilt; und *last but not least* Roxana Nuberts und Ana-Maria Dascălu-Romițans Analyse von „Herta Müllers Roman ‚Atemschaukel‘ im Kontext einer literarischen Tradition“, nämlich der Bewältigung von Gulag-Erfahrungen bei russischen Autoren wie Tschchow, Solschenizyn, Schalamow und Sinjajwskij.

Eine spannende historische Exkursion bieten Ioana Constantins und Carmen Popas Darlegungen zur Übertragungsproblematik frühneuhochochdeutscher Gerichtsprotokolle, die Anklagen und Zeugenaussagen aus siebenbürgisch-sächsischen Hexen- bzw. Injurienprozessen des 17. Jahrhunderts enthalten, von denen die rumänische Öffentlichkeit bisher keine Notiz nehmen konnte.

Als Fazit bleibt festzuhalten, dass der vorliegende Sammelband nicht nur eine Fülle von Informationen zu deutsch-rumänischen Begegnungsprozessen und -problemen liefert, sondern – wie bereits eingangs zitiert – auch „das innovative und utopische Potenzial von Interkulturalität“ überzeugend aufzeigt.

**Sunhild Galter, Maria Sass, Ellen Tichy (Hg.)**

*Wechselwirkungen im deutsch-rumänischen Kulturfeld. Beiträge zu Sprach- und Literaturkontakten aus interkultureller Perspektive.* Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main u.a. 2015, 280 Seiten, 56,95 Euro.

## Neues über einen kaum bekannten Autor aus der Bukowina

VON MARIANA HAUSLEITNER

Der vorliegende Band wurde als Dissertation am Fachbereich Deutsche Philologie der Universität Wien angenommen. Der Autor hat mit unendlich viel Mühe zum ersten Mal alle Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke und Zeitungsartikel von Georg Drozdowski gesammelt und eine Analyse seines Gesamtwerks vorgelegt. Das umfangreiche Werk des Autors lässt sich hier nicht beschreiben, es sollen lediglich die Aspekte benannt werden, die Entwicklungen im kulturellen Leben von Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) verdeutlichen.

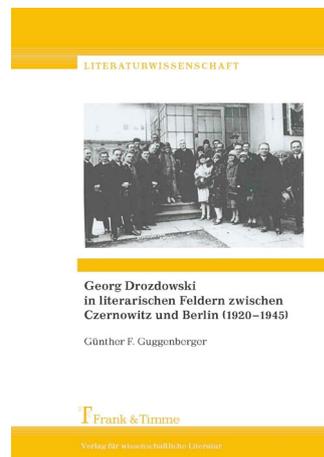
Drozdowski wurde 1899 in der Bukowina geboren und war daher stark von der Habsburger Zeit geprägt. Sein Werk zeigt den Einfluss des „Jungen Wiens“ um 1900 samt den dahinterstehenden Philosophien. Als er vom Kriegseinsatz zurückkehrte, war durch den Anschluss der Bukowina an Großrumänien die Lebenswelt vieler Deutscher bedroht. Durch die deutsche Amtssprache hatten sich bis dahin fast alle Gebildeten an der deutsch-österreichischen Kultur orientiert. Da im Stadttheater nach 1922 keine deutschen Aufführungen mehr stattfinden konnten, unterstützte Drozdowski die deutschen Kammerstücke als Schauspieler und Stückeschreiber. Diese Liebhaberbühne stellte bis 1933 ein regelmäßiges Angebot auf die Beine. Drozdowski fand keine Stelle im rumänisierten Kulturbetrieb, sondern arbeitete bei einer Bank. Der jüdische Autor und Literaturkritiker Alfred Margul-Sperber entdeckte früh Drozdowskis dichterisches Talent, und die beiden blieben auch noch in Briefkontakt, als die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden durch den Einfluss des Nationalsozialismus immer angespannter wurden.

In der *Czernowitzer Deutschen Tagespost* kam es 1933 zu Angriffen auf Juden im Zuge des Aufrufs zum Warenboykott. Drozdowski war mit dem Herausgeber der Zeitung befreundet und wollte sich nicht zur Parteinahme entlang ethnischer Kriterien festlegen lassen. Für ihn war Kunst mehr als Tagespolitik. 1935 entschuldigte er sich bei Margul-Sperber, dass er nicht eindeutig Stellung bezogen hatte. Er machte in den 1930er Jahren die Abkapselung nicht mit, sondern pflegte seine sozialen Kontakte in der Verbindung Schlaraffia, wo sich die altösterreichisch Geprägten trafen. Bis 1940 gelang es Drozdowski, sich von beiden nationalsozialistischen Gruppen fernzuhalten. Die Anhänger von Fritz Fabritius und der Deutschen Volkspartei bekämpften sich auf brutale Weise, um die Unterstützung der Geldgeber aus dem Deutschen Reich zu monopolisieren.

Nach der sowjetischen Besetzung von Czernowitz im Juni 1940 schloss sich Drozdowski der Umsiedlung

in das Deutsche Reich an. Danach saß er als Staatenloser im Umsiedlungslager fest. Zuerst ordneten ihn die Begutachter aus Anerkennung für seine langjährige deutsche Kulturtätigkeit als „rassisch wertvoll“ ein. Er bekam eine Stelle bei der Einwandererzentralstelle in Litzmannstadt, wie Łódź damals genannt wurde. Doch das weckte den Neid der Nationalsozialisten aus der Bukowina, die Denunziationen verfassten. Daraufhin überprüfte die Volksdeutsche Mittelstelle erneut Drozdowskis Vergangenheit, und er verlor seine Stelle. Im Berliner Bundesarchiv fand Guggenberger die spannenden Dokumente zu diesem Verfahren. Im Januar 1941 musste Drozdowski gegenüber der Sicherheitspolizei und dem Sicherheitsdienst zu folgenden Vorwürfen der Denunzianten Stellung nehmen: „1. Ausgesprochener Gegner des Nationalsozialismus, 2. War mit Halbjüdin verheiratet, 3. Verkehrte fast ausschließlich in internationalen Kreisen und ist Mitglied der Schlaraffia.“ Drozdowski antwortete auf eine damals unüblichen Weise: Er verwies auf die Absurdität der Vorwürfe. Er habe sich von den deutschen Organisationen ferngehalten, weil ihre persönlichen Zwistigkeiten es ihm unmöglich machten, Partei zu ergreifen.

In den Kammerstücken wirkten neben einigen Deutschen viele Juden, weil sie die Mehrheit der deutschsprachigen Stadtbewohner stellten. Die Schlaraffia sei kein Freimaurerverein gewesen. Dieser Mut wurde ihm nicht negativ ausgelegt, Drozdowski konnte ab 1942 gelegentlich Artikel publizieren. Nach dem Krieg lebte er in Klagenfurt und verfasste Lyrik und Prosa. Das Buch von Guggenberger gibt einen sehr guten Einblick in eine Zeit, in der die multikulturell geprägte Lebenswelt von Czernowitz durch nationalen Fanatismus zerstört wurde.



**Günther F. Guggenberger**  
*Georg Drozdowski in literarischen Feldern zwischen Czernowitz und Berlin 1920–1945.*  
Frank & Timme Verlag, Berlin  
2015, 356 Seiten, 39,80 Euro.

# Typologische Sprachforschung im Fokus

VON THOMAS SCHARES

Sprachtypologie ist ein Zweig der vergleichenden Sprachwissenschaft, bei dem die Sprachen nicht vornehmlich nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen eingeteilt werden, sondern nach ihren systematischen Eigenschaften. Bekannt ist die Einteilung der Sprachen in analytische (z.B. isolierende wie das Chinesische) und synthetische (sog. flektierende wie etwa das Deutsche), die auf Wilhelm von Humboldt und August Wilhelm Schlegel zurückgeht, doch haben sich die Methoden systematischer Sprachvergleichung inzwischen wesentlich verfeinert.

August von Schleicher, einer der Väter der Indogermanistik, wies in der Mitte des 19. Jahrhunderts als einer der Ersten auf die strukturellen Ähnlichkeiten innerhalb einer Gruppe von in Südosteuropa gesprochenen Sprachen hin, die seitdem als „Balkansprachbund“ bekannt wurden. Aus diesen Ähnlichkeiten, die seit ihrer Entdeckung viele Sprachwissenschaftler inspirierten, und ihrer Erforschung ist schließlich das Universitätsfach der Balkanologie hervorgegangen, das sowohl von Ethnologen als auch von Sprachwissenschaftlern betrieben wird.

Der Slawist Thede Kahl und der Romanist Michael Metzeltin haben nun ein „Methoden- und Arbeitsbuch“ vorgelegt, welches sich mit den wissenschaftlichen Herangehensweisen und Forschungsgegenständen beschäftigt, die bei der Beschäftigung mit solchen Phänomenen wie dem „Balkansprachbund“ relevant sind. Bei der Sprachtypologie wird besonderes Augenmerk auf die Grammatik, vereinfacht gesagt, auf den Bau von Sprachen gelegt. Die Verfasser richten sich dabei ausdrücklich an Balkanologen und Romanisten, der Ausgangspunkt ihrer Interessen ist eine Erneuerung des balkanologischen Standardwerks von Kristian Sandfeld („Linguistique balkanique“, 1930).

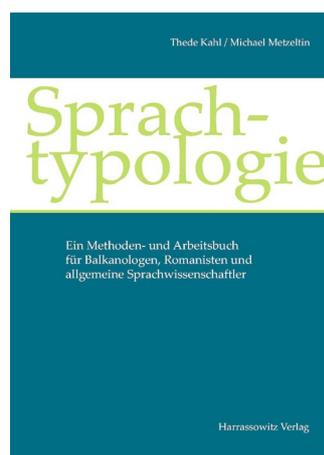
Nach Einführungskapiteln in die Geschichte der Sprachtypologie und zu Ursachen und Regularitäten sprachlicher Veränderung beginnt das erste Hauptstück des Buchs mit einer Gegenüberstellung der Wortklassen in der sprachlichen Beschreibung (Grammatikografie) der romanischen Sprachen sowie der Balkansprachen. Wortklassen (wie Verb, Substantiv, Präposition usw.) bilden eine, wenn auch sehr kontroverse, Hauptkategorie in den Versuchen zur formalen Beschreibung von Sprachen. Entsprechend spielen diese Wortklassen in den Typologierungsversuchen eine tragende Rolle. Dies führt zu einem, dem Charakter eines Methodenbuchs gemäß, zentralen Kapitel zu den möglichen Deskriptoren für sprachtypologische Forschung in ihrer Anwendung. Die präzise Beschreibung und Klassifikation von sprachlichen Merkmalen ist die Basis für jede sprachtypologische Forschung, die in diesem Kapitel gelegt wird.

Im Folgenden wird eine Gruppe von genetisch verwandten Sprachen, die der romanischen Sprachen, einer Gruppe von Sprachen mit strukturellen Ähnlichkeiten („Balkansprachen“) sprachtypologisch gegenübergestellt. In zwei thematischen Kapiteln (V. und VI.) wird diese Gegenüberstellung erarbeitet. Zunächst wird die Pluralbildung (Numerus), ein morphologisches Merkmal (d.h. die Markierung des Merkmals findet auf der Ebene des Worts statt), der beiden Sprachgruppen verglichen. In einem zweiten, das Werk beschließenden Anwendungskapitel folgt die Analyse eines syntaktischen Merkmals (d.h. auf der Ebene des Satzes realisierten), nämlich der volitiven Konstruktionen, das sind Ausdrücke des Wollens und Wünschens.

Der Sprachkompetenz der Leser/-innen wird, themenbedingt, viel abverlangt, es gibt zahlreiche und lange Zitate in französischer, spanischer, italienischer und englischer Sprache, die nicht übersetzt sind. Zudem sind Grundkenntnisse der im Buch behandelten Sprachen unabdingbar, zumindest aber Grundkenntnisse des Lateinischen und Elementarkennnisse einer südslawischen Sprache, denn auch die zahlreichen Beispiele (neben sämtlichen romanischen Sprachen u. a. Bulgarisch, Türkisch, Albanisch, Aromunisch, Serbisch, Griechisch) sind nicht immer übersetzt.

Die Möglichkeiten grafischer Veranschaulichung werden in dem Band leider nicht genutzt, es findet sich keine einzige Abbildung darin. Dem Grundcharakter eines Arbeitsbuchs wird das Werk hingegen leidlich durch die bibliografischen Angaben gerecht, die insgesamt ca. 33 von 200 Seiten ausmachen.

Das hier vorgelegte Methoden- und Arbeitsbuch stellt einen wichtigen Beitrag zur Balkanphilologie dar, der vielen angehenden Romanisten, Balkanologen und auch Slawisten eine willkommene und zuverlässige Hinführung zur typologisch vergleichenden Sprachforschung mit Fokus auf den „Balkansprachbund“ sein wird.



**Thede Kahl,  
Michael Metzeltin**  
*Sprachtypologie. Ein Methoden- und Arbeitsbuch für Balkanologen, Romanisten und allgemeine Sprachwissenschaftler. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2015, 200 Seiten, 38 Euro.*

## doch immer da gewesen

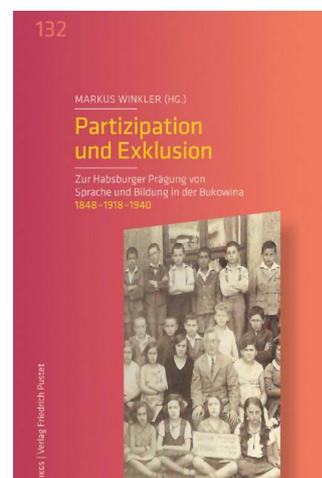
VON IOANA ROSTOŞ

Nachdem 2013 eine internationale Tagung mit dem Titel „Literatur – Kultur – Zivilgesellschaft: Zur Habsburger Prägung des Bildungswesens in der Bukowina und Nachbarregionen zwischen 1848 und 1940“ an der Nationalen Jurij-Fedkowytch-Universität Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) stattgefunden hatte, erschien 2015 der Tagungsband dazu. Der von Markus Winkler herausgegebene und um zwei Beiträge ergänzte Band trägt den Titel „Partizipation und Exklusion. Zur Habsburger Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina 1848–1918–1940“; in der Einleitung heißt es, dass er „das Spektrum deutscher, jüdischer, ukrainischer, rumänischer und polnischer Einflüsse auf das Bildungswesen vor und nach 1918“ abdecken soll.

Der Band umfasst 17 in vier Teile gegliederte Artikel, und zwar: „The Afterlives of Class Photos. Schooling, Assimilation, Exclusion“ von Marianne Hirsch und Leo Spitzer (New York), „Deutsche Kultur und geistiges Proletariat: Zur Ambivalenz der Czernowitzer Franz-Josephs-Universität (1875–1918)“ von Jeroen van Drunen (Amsterdam), „Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker: Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor“ von Mariana Hausleitner (Berlin), „Nationalisierung, Segregation und Exklusion in der Bukowina. Der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga im Vergleich“ von Benjamin M. Grilj (St. Pölten) und „The Education of a People: The Case of Bukovina Jewry“ von David Rechter (Oxford) (unter „I. Partizipation und Exklusion“); „Mittelschulen und höhere Lehranstalten in der Bukowina vor 1918: Nationen, Sprachen und Geschlechter. Ein statistischer Überblick“ von Constantin Ungureanu (Kischinew/Chişinău), „Zum Einfluss des Habsburger Bildungsideals auf rumänische Schulbücher und Sprache in Siebenbürgen und der Bukowina“ von Ion Lihaciu und Ana-Maria Minuţ (Jassy/Iaşi), „Die deutsch-jüdische Schule in Czernowitz und die Säkularisierung des jüdischen Schulwesens in der Bukowina zwischen 1850 und 1870“ von Mykola Kuschnir (Czernowitz), „Unterricht einer fremden Sprache: Deutsch an ruthenischen Schulen in der Bukowina und Galizien zwischen 1867 und 1939“ von Bohdana Labinska (Czernowitz) und „Da aber die Schule in einem schauerlichen Zustand ist ...“ Zum Unterrichtswesen der deutschen Siedler in der Dobrukscha“ von Josef Sallanz (Berlin, Mainz) (unter „II. Schulen und Sprachen in der Bukowina und der Region“); „Der europäische Bildungsweg der Czernowitzerin Susanna Rubinstein“ von Andrei Corbea-Hoisie (Jassy), „Literarisch-publizistische Texte von Eugenie Schwarzwald

im Universum ihres pädagogischen Systems“ von Peter Rychlo (Czernowitz), „Toynbee-Halle in Czernowitz 1913: Zur Rekonstruktion einer jüdischen Bildungseinrichtung“ von Markus Winkler (Berlin, München) und „Der griechisch-orientalische Bukowinaer Religionsfonds 1783–1949. Einfluss und Bedeutung einer Institution (Skizzen zu einem laufenden Forschungsprojekt)“ von Kurt Scharr (Innsbruck) (unter „III. Akteure und Institutionen“) bzw. „Jüdische Erziehung und Ausbildung im Cheder: Literarische Perspektiven in den Texten galizischer und bukowinischer jüdischer Autoren“ von Francisca Solomon (Jassy), „Von der deutschen Sprache zur ukrainischen Moderne. Ol’ha Kobyl’ans’ka – eine Czernowitzer Schriftstellerin“ von Kati Brunner (Czernowitz) und „Georg Drozdowskis Vermessung der Czernowitzer Welt in *Damals in Czernowitz und rundum. Erinnerungen eines Altösterreichers*: Eine persönliche Kartografie“ von Cristina Spinei (Jassy) (unter „IV. Bildung und Literatur“).

Schon beim Durchblättern solch eines Buches wird es dem (mit der Bukowiner Thematik vertrauten) Leser klar, welche Absicht dessen Herausgeber und Autor/-innen verfolgen: nämlich die historischen Gründe zu beleuchten, die die „besondere zivilisatorische, kulturelle und soziale Entwicklung“ dieses „multiethnischen und -lingualen Großraums Mitteleuropas“ ermöglichten und „das Image dieses östlichen Raums nachhaltig prägten“. Möchte man Sprache und Bildung als Modernisierungsfaktoren betrachten, so erweist sich gerade die (post)habsburgische Bukowina als besonders ergiebige Thema, das relevant nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart und insbesondere für die Zukunft eines Kontinentes ist, der immer heftiger mit Fragen der Partizipation und Exklusion konfrontiert wird.



**Markus Winkler (Hg.)**  
***Partizipation und Exklusion.***  
***Zur Habsburger Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina 1848–1918–1940.***  
Verlag Friedrich Pustet,  
Regensburg 2015 (Veröffentlichungen des IKG 132),  
19 s/w Abb., 296 Seiten,  
29,95 Euro.

### Bausteine einer Bestandsaufnahme

VON GEORG HERBSTRIIT

Wie die Herausgeber des hier zu besprechenden Bandes, die Soziologieprofessoren Bálint Balla und Anton Sterbling sowie der Rumänistikprofessor Wolfgang Dahmen, in ihrem Vorwort darlegen, hatten sie für 2014 eine Tagung über „Probleme der demokratischen Konsolidierung und der gesellschaftlichen Entwicklungen und Verwerfungen“ in Ungarn, Rumänien und Bulgarien seit ihrem Beitritt zur EU geplant. Die Tagung kam zwar nicht zustande, doch die meisten der angefragten Referentinnen und Referenten lieferten schriftliche Beiträge für diesen Band. Sie untersuchen darin Entwicklungen bis zum Jahresende 2014 in den drei genannten Ländern. Viele der Beiträge verbinden den Blick auf die aktuellen Verhältnisse mit einer Analyse längerfristiger Entwicklungslinien. Dass demokratische Entwicklungen immer wieder mit „Bewährungsproben, Legitimitätsfragen oder Krisenerscheinungen“ einhergehen, betrachten die Herausgeber als nichts Ungewöhnliches.

Der Band gliedert sich in vier Teile. Am Anfang stehen zwei länderübergreifende vergleichende Analysen von Christian Giordano und Anton Sterbling, sodann folgen drei länderspezifische Kapitel mit insgesamt zehn Beiträgen.

Der Beitrag des Schweizer Sozialanthropologen Giordano stellt den Begriff „Krise“ grundsätzlich infrage. „Transition“ und „Krise“ seien „irreführende Hauptnarrative“. Denn sie würden unausgesprochen die nordwesteuropäische Modernität als Maßstab und Ziel zugrunde legen sowie eine vorübergehende Sondersituation suggerieren. In Wirklichkeit sei die gegenwärtige Situation in den drei genannten Ländern jedoch Teil eines Regelzustandes. Seit Generationen handele es sich um „Gesellschaften des öffentlichen Misstrauens“. Aufgrund einschlägiger Erfahrungen mit der Obrigkeit hätten die Menschen Handlungsstrategien im Umgang mit staatlichen Einrichtungen entwickelt, die auf einer „zweckrationalen Grundlage“ basierten und nicht als Ausdruck von Fatalismus oder Passivität einer rückständigen Gesellschaft interpretiert werden sollten.

Anton Sterbling bietet eine vielschichtige Analyse der gegenwärtigen Modernisierungsprozesse in Südosteuropa, beschreibt die „defizitären politischen Entwicklungen“, geht auf Minderheitenprobleme und Nationalismus ein, auf die Migrationsproblematik und verweist auf die politische Relevanz der Wohlstandserwartungen. Er warnt vor zu häufiger Nutzung des Begriffs „Krise“, da dieser für den Soziologen dadurch seinen analytischen Wert verliere. Sterbling sieht Südosteuropa daher in einem „Dauerdilemma zwischen Ost und West“ und schreibt von „krisenhaften Herausforderungen“, ohne diesen Zustand einfach als „Krise“ zu bezeichnen.

Aus Platzgründen seien nachfolgend nur die auf Rumänien bezogenen Beiträge erwähnt: Die Politikwissenschaftlerin Anneli Ute Gabanyi analysiert in ihrer Studie wenige Wochen nach der Wahl Klaus Johannis' zum Staatspräsidenten dessen Chance, ein nach westlichen Maßstäben funktionierendes politisches Gemeinwesen aufzubauen und eine geistige Wende in die Wege zu leiten. Zugleich beschreibt sie anschaulich politische Intrigen und Korruptionsaffären der zurückliegenden Jahre.

Ein aktuelles Sittengemälde der korrupten rumänischen (Macht-)Eliten zeichnet der Südosteuropaexperte Jens-Peter Müller. Sein Beitrag schwankt zwischen Forschungsskizze und Analyse. Er geht auf Methoden und Motive des Handelns der rumänischen Eliten ein und attestiert ihnen Organisationsformen und Vorgehensweisen analog der organisierten Kriminalität.

Eine anschauliche historische Längsschnittstudie über den politischen Rechtsextremismus in Rumänien bietet der Publizist William Totok. Er legt Kontinuitätslinien des rumänischen Nationalismus von den 1920er über die 1960er Jahre bis in die Gegenwart offen, beschreibt kursierende Verschwörungstheorien und erläutert, weshalb die „vom Kommunismus traumatisierte Gesellschaft“ für antiwestliche und antidemokratische Einstellungen offen war. Die rechtsextreme Szene, so Totok, sei politisch derzeit zwar bedeutungslos, doch ihre nationalpopulistische Rhetorik entfalte Wirkung, denn sie finde Eingang in Politik und Mainstream-Medien.

Der Soziologe Sebastian Goll analysiert den Charakter von „Zivilgesellschaft“ und stellt fest, dass diese keinesfalls per se ein Baustein einer demokratischen Gesellschaft ist – anders als westliche Beobachter oft voraussetzen. Auch Rechtsextremisten und Nationalisten in Rumänien (und anderswo) arbeiteten aktuell und historisch nach dem Konzept zivilgesellschaftlicher Strukturen, die Goll daher als ambivalent beschreibt.

Die hier erwähnten Beiträge sind ebenso wie die meisten anderen in diesem Band fundiert und lesenswert, doch liegen sie thematisch und methodisch teilweise so weit auseinander, dass der Sammelband insgesamt einen etwas disparaten Eindruck hinterlässt. Das gilt am wenigsten für die Rumänien-Beiträge. Sie legen längerfristige Entwicklungsstränge frei, die für das Verständnis gegenwärtiger Verhältnisse wichtig sind, jedoch in der tagesaktuellen Berichterstattung oftmals in Vergessenheit geraten.

**Bálint Balla, Wolfgang Dahmen, Anton Sterbling (Hg.)**

*Demokratische Entwicklungen in der Krise? Politische und gesellschaftliche Verwerfungen in Rumänien, Ungarn und Bulgarien (Beiträge zur Osteuropaforschung 19). Krämer Verlag, Hamburg 2015, 268 Seiten, 36,80 Euro.*

### Interkulturalität im Banat

VON JOSEF SALLANZ

Der Professor für Geschichte an der West-Universität Temeswar (rum. Timișoara, serb./kroat. Темишвар/Temišvar, ung. Temesvár, bulg. Timișvar, türk. Temeşvar) Victor Neumann will in dem vorliegenden Band die kulturellen und gesellschaftlichen Erscheinungen der multiethnischen Region Banat als interkulturelles Phänomen neu interpretieren. Das Banat ist im Osten von den Ausläufern der Karpaten und von den Flüssen Theiß im Westen, Donau im Süden sowie Marosch und Weiße Kreisch im Norden, so Neumann, begrenzt. Tatsächlich ist das Arader Land, wie auch hier von Neumann dargestellt, kulturgeografisch zum Banat zu rechnen. Im Zentrum von Neumanns Betrachtungen steht Temeswar, die Hauptstadt der Region. Die anderen Städte des Gebietes werden in seinen Ausführungen am Rande erwähnt, der ländliche Raum wird weitgehend vernachlässigt.

Neumann beginnt seine Ausführungen mit einer „Kurze[n] Geschichte der Banater Bevölkerungsgruppen“, in der er die Beiträge der Rumänen, Serben, Deutschen, Ungarn, Juden, Bulgaren, Slowaken sowie der Deutschen aus Böhmen (die der Autor als „deutschtschechische Gemeinschaft“ eigenständig aufführt) zur Entwicklung der Region skizziert. Danach geht er auf die „Grundzüge des Banater Schmelztiegels“ ein, in dem er die Friedfertigkeit und vor allem die Kompromissbereitschaft aller ethnischen Gruppen in der Region betont. Die Präsenz der griechisch-katholischen Kirche im Banat definiert Neumann als „tiefgründige Beziehung zwischen den beiden Varianten des europäischen Christentums“. Zum besseren Verständnis hätte man hier gerne mehr über das Wirken und die Bedeutung der griechisch-katholischen Kirche gelesen.

In dem anschließenden Kapitel über „Temeswar in der Zwischenkriegszeit: zwischen „fiktiver Ethnizität“ und offener Gesellschaft“ geht Neumann auf die „urbane Identität“ der Banater Hauptstadt ein. Nachdem die Banater Republik 1918 gut zwei Wochen nach ihrer Ausrufung von serbischen Truppen aufgelöst und auch die Plädoyers für die Einheit der Region bei den Entente-Mächten keine Beachtung fanden, wurde das aus der Habsburger Erbmasse herausgebrochene Banat zwischen Rumänien, Serbien und Ungarn aufgeteilt. Neumann beschreibt, wie die neuen Machthaber sich schwer taten, die Gesellschaft Temeswars, die „das Ergebnis der Interferenzen mehrerer Sprachen und Kulturen“ war, zu akzeptieren. Dem Magyarisierungsdruck vor 1918 folgte die Rumänisierungspolitik; doch Temeswar bevorzugte „Konfliktvermeidung, Staatsbürgertum und die Pflege von Multi- und Interkulturalität“, schreibt der Autor.

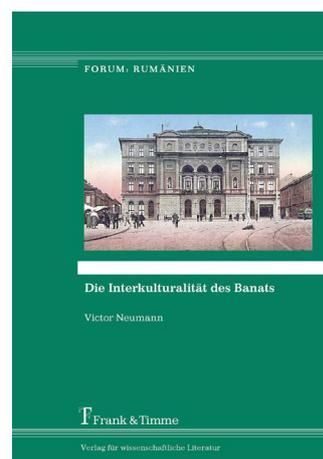
Der „Mehrsprachigkeit und Interkulturalität im heutigen Banat“ widmet der Autor das folgende Kapitel. So ist

er überzeugt davon, dass die Mehrsprachigkeit „zahlreiche Interferenzen“ nach sich zog und „keine der Sprach- oder Religionsgruppen des Banats sah die Verwendung der Mehrsprachigkeit als Gefahr an“. Der „Verkauf“ der Juden und Deutschen nach Israel bzw. in die Bundesrepublik und die Auswanderung vieler Ungarn während der staatssozialistischen Zeit, hatte eine Veränderung der gesellschaftlichen Struktur nach sich gezogen. Kritisch betrachtet Neumann die Ansiedlung von Rumänen aus anderen Regionen des Landes, weil ihnen die Banater Traditionen weitgehend fremd geblieben seien. In dem darauf folgenden Kapitel beschreibt Neumann Temeswar als „die erste Stadt in Rumänien, in der die Mehrheit der Einwohner die Notwendigkeit des Regimewechsels wahrnahm und sich entsprechend äußerte“.

In dem Kapitel „Politische Veränderungen 1989“ legt der Autor dar, dass der Ethnizismus zu staatssozialistischer Zeit „vom Regime durch mündliche Befehle betrieben“ worden sei, doch die ethnischen Gruppen ließen sich nicht gegeneinander aufhetzen. Vielmehr hätten sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen 1989 mit dem vor der Deportation stehenden ungarischen Pastor László Tókécs solidarisch erklärt und somit den Umsturz des Systems in Rumänien eingeleitet.

Im Schlusskapitel über „Die Bedeutung des Verstehens der interkulturellen Geschichte des Banats“ stellt der Autor fest, dass die regionale Mentalität der jetzigen Bevölkerung in der Region nur teilweise bekannt sei. Neumann schätzt die Mehrsprachigkeit in Temeswar, die es zu erhalten gilt, damit auch künftig diese Geschichte der Stadt und der Region beispielhaft weiter geführt werden kann.

Neumann erzählt in seinem Buch knapp die interkulturelle Geschichte Temeswars, indem er immer wieder kurz auch auf andere Banater Orte eingeht. Dieser Band kann als Grundlage dienen, um das interkulturelle Banat ausführlicher darzustellen und zu analysieren.



**Victor Neumann**  
*Die Interkulturalität des Banats.* Frank & Timme Verlag, Berlin 2015 (Forum: Rumänien 25), 160 Seiten, 24,80 Euro.

## Culinaria balcanica

VON SABINE KRAUSE

„Culinaria balcanica“ war der appetitanregende Titel einer vom Balkanromanistenverband im Mai 2012 veranstalteten Tagung, deren Beiträge 2015 in dem gleichnamigen Sammelband erschienen sind. Die insgesamt 22 Texte sind in drei thematische Blöcken gruppiert.

Alles beginnt mit einem Streifzug durch die „Culinaria balcanica“, deren Vielfalt und Dynamik, identitäts- und gemeinschaftsstiftendes Potential in den Blick genommen werden: Unter dem Titel „Balkanküche – revised“ versucht Klaus Steinke eine Begriffsbestimmung aus verschiedenen Perspektiven – (Kultur-)Geografie und (Sozial-)Geschichte, Speisen, Zutaten, Zubereitung, Terminologie. Nach Walter Puchners Betrachtung „Anthropomorpher Brotgebilde in Südosteuropa“ führt uns Johannes Kramer auf die verschlungenen Pfade des balkanischen Wanderwortes *pit(t)a*. „Wem gehört der/die/das Paprika?“ fragt Gabriella Schubert und schildert die Reise dieser für die Balkanküche unverzichtbaren Zutat von den Westindischen Inseln nach Europa, wo sie mit dem „echten“ Pfeffer bald auch „lexikalisch“ konkurrierte, hin zur Eroberung des *Planetten Paprika*. Appetit? Dann gleich das beigefügte Rezept „Gefüllte Paprika“ (S. 71) nachkochen! Corinna Leschber betrachtet den realen und symbolischen Wert weiterer Ingredienzien: „Wein“ und „Öl“ in ihren mediterranen (kulturellen wie lexikologischen) Bezügen. Dagmar Burkhardt beschäftigt sich mit Symbolik und Axiologie eines „starken“ Nationalgetränks – *Rakija* – und dessen heil- (und unheil)bringenden Anwendungen in rituellen und alltäglichen Kontexten. Schön, dass uns anschließend Valeria Heuberger mit ihrer „Kulturgeschichte des Kaffeegenusses“ ins Kaffeehaus als „Ort der Erkenntnis“ führt.

Im zweiten Block geht es um „Culinaria balcanica romanica“, also um die Küche der Rumänen und anderer „Balkanromanen“ gestern und heute, um vielfältige Einflüsse auf Zubereitung, Zutaten, Tischsitten und Sprache. Ioana Scherf untersucht Nahrungsmittelbezeichnungen in rumänischen Redewendungen; Thede Kahl berichtet über das „Schicksal kulinarischer Orientalismen“, und Jürgen Kristophson zeigt in einer sprach- und kulturgeschichtlichen Skizze „Warum Kebap und seine Ableitungen keine romanischen Erfindungen sein (können)“. Luminița Fassel gibt „aus diachronischer und nicht zuletzt moldauischer Perspektive“ eine Antwort auf die Frage „Haben die Rumänen eine eigene Küche?“. Wie es heutzutage um die Küche oder vielmehr die Ernährung der *Băeși* bzw. *Rudari* bestellt ist, zeigen Biljana Sikimić und Annemarie Sorescu-Marinković in einer Feldstudie. Auskunft über Esskultur und Identität findet man auch in historischen

Reiseberichten und privaten Aufzeichnungen. Die Berichte, die Mario Kreuter zusammengetragen hat, liefern uns freilich außer „Zuckerwerk und zehn Bouteillen Wein“ für Rumänien im 18. Jahrhundert nur wenig Genießbares. Ein ganz anderes, positives Bild zeichnet Adrian Majuru anhand von Zeitzeugnissen in seinem Aufsatz über den Wandel der Ernährung und der diesbezüglichen Einstellungen der Rumänen im urbanen Kontext (1840–1940). Wie sehr sich (prekäre) politisch-soziale Bedingungen auf die Esskultur auswirken, zeigt auch Anton Sterbling in seinem auf biografische Erfahrungen gestützten Beitrag „zur kargen Banater Küche“. Nach Octavian Budas Exkurs zur Rezeption vegetarischer Ernährung in den Donaufürstentümern nimmt uns Rodica Țurcanu mit auf „eine kulinarisch-linguistische Reise“ in mehrsprachige Gemeinschaften Rumäniens.

Die Überschrift „Culinaria balcanica romanica literara“ vereint schließlich Texte, die sich mit der Funktion von Speisen und Esskultur in der Literatur auseinandersetzen: Neben der Faszination, die Speisen als Beleg für sozialen Aufstieg oder als Sinnbilder für das Paradies ausüben, thematisiert Anke Pfeifer auch der Umgang mit Mangel und Hunger in der älteren und aktuellen rumänischen Prosa. Klaus Heitmann bringt uns „Ionescos dramatische Meditationen über das Essen und Trinken“ nahe, wobei für Ionesco „Essenmüssen und Sterbenmüssen, Verschlingen und Verschlungenwerden lediglich zwei Aspekte ein- und derselben Gegebenheit sind“ (S. 316). „Verschlingen, verschwinden, verarbeiten“ sind auch ein Leitmotiv im Werk von Urmuz, wie Christina Vogel in ihrem Text zeigt und sein Werk als „ideale Nahrung“ für hungrige Leserinnen und Leser empfiehlt. Unter dem Titel „Poetik und Essen“ hinterfragt Horst Fassel, inwieweit das poetologische Programm I. L. Caragiales anhand seiner Freude am Gaumenschmaus zu bestimmen sei, wobei der Essay von Iliana Grigori am Beispiel zweier Texte aus Caragiales Spätwerk aufzeigt, wie die den kulinarischen Bereich überformenden kulturellen und religiösen Codes in „typisch balkanischen Kontakten“ mitunter katastrophale Folgen haben können.

Alles in allem bietet der Band mehr als „Häppchen und Vorspeisen“, dokumentiert er doch eindrucksvoll den Facettenreichtum und die Raffinesse balkanischer Kulinarik und Kultur(en).

**Thede Kahl, Peter Mario Kreuter, Christina Vogel (Hg.)**

*Culinaria balcanica*. Frank & Timme Verlag, Berlin 2015 (Forum: Rumänien 24), 380 Seiten, 49,90 Euro.

# Deutsch-Rumänische Gesellschaft

---

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin  
www.deruge.org

## Vorstand

---

*Präsident* Dr. Gerhard Köpernik

*Vizepräsidentin* Hermine-Sofia Untch

*Schatzmeister* Tony Krönert

*Schriftführerin* Mona Vintilă

*Beisitzer* Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

## Beirat

---

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

## Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an [redaktion@deruge.org](mailto:redaktion@deruge.org).

---

### Beitrittserklärung

#### Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter [www.deruge.org](http://www.deruge.org), Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin  
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische  
Gesellschaft  
Herrn Tony Krönert  
Deulstraße 22  
12459 Berlin

Name: .....

Anschrift: .....

E-Mail: .....

Telefon: .....

Ort, Datum, Unterschrift: .....